

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 192 Sommer 2019

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



EMPOWERMENT





Maryam Majd, Buslinie 2: Teheran – Bandar-Anzali, 2018. © M.Majd

Einmal wöchentlich reist die iranische Foto-Journalistin Maryam Majd mit dem Bus von Teheran in das im Norden des Iran gelegene Bandar Anzali um für ihr Projekt „Buslinie 2“ das Engagement des dortigen Frauenfußballteams zu dokumentieren. In einer Art Self-Empowerment vor 15 Jahren gegen geltende gesellschaftliche Konventionen gegründet, waren und sind die Frauen Restriktionen aus ihrem Umfeld ausgesetzt. 2016 musste der Club aufgelöst, konnte jedoch 2018 wieder gegründet werden und ist als eines der erfolgreichsten Frauenfußballteams im Iran Symbol für Emanzipation und Gleichberechtigung.

Die Fotoserie von Maryam Majd ist im Rahmen der von Maryam Mohammadi für das AAI Graz kuratierten Ausstellung „Alltag“ noch bis 25. April in der QL-Galerie zu sehen.

Editorial



Es war eine sehr bewegende Begegnung im Patriarchat von Damaskus, wohin ich mit einer kleinen Gruppe Studierender der KHG Graz nach dem Taizé-Jugendtreffen in Beirut aufgebrochen war. Patriarch Youssef I. Absi, Oberhaupt der Melkitisch Griechisch-Katholischen Kirche und Patriarch des Ganzen Orients, von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien, war uns im Vorfeld unseres Gespräches als ein Mann von großer Bildung geschildert worden. So hatte er vor seiner Wahl zum Patriarchen Philosophie

und Griechisch und an der Universität Musikwissenschaft unterrichtet. Als Präsident der syrischen Caritas ist er auch für seine Volksnähe und Herzenswärme bekannt. Auf die Frage aus unserer Runde, wie wir Europäer die Christen im Nahen Osten unterstützen, was wir ihnen geben könnten, antwortete er mit einem Schweigen. Zunächst für uns irritierend, aber war es nicht ein sehr beredtes Schweigen eines Weisen, der spürt, dass alles, was er über eine mögliche Exklusivunterstützung von Christen im Nahen Osten sagen würde, politisch vereinnahmbar wäre? Vielleicht lag in dem Schweigen darüber hinaus auch noch die mögliche Umkehrung der Frage: Könnten uns nicht die christlichen Gemeinden des Nahen Ostens etwas viel Wichtigeres geben? Sollten nicht wir von ihrer dankbar-selbstbewussten Haltung lernen, die sich aus der Kraft der Gründung durch die Apostel nährt und eine Gemeinschaft auch in der Diaspora über Jahrhunderte überleben lässt? „Taufscheinchristentum“ ist in Syrien jedenfalls keine Denk- oder Handlungskategorie.

Während des Schweigens von Patriarch Youssef musste ich an einen bewegenden Moment im Rahmen des Gruppengesprächs beim Taizétreffen in Beirut zwei Tage zuvor denken: Rizek, der mit einer Gruppe Jugendlicher aus Aleppo zum Treffen gekommen war, hatte erzählt, dass er hier in Beirut seine aus Syrien geflüchteten Eltern besuchen konnte. Seine drei Schwestern leben inzwischen in den USA, in Kanada und in Frankreich. Er hat gerade sein Architekturstudium beendet und ist als einziger seiner Familie in Aleppo geblieben. Nein, er will von dort nicht weg, er will am Wiederaufbau mitwirken, vor allem aber am friedlichen Miteinander, auch wenn es für Christen in Aleppo immer schwieriger wird. Sein Freund hat uns dann mit Tränen in den Augen kleine Holzkreuze geschenkt, vom Dachstuhl seiner zerstörten Heimatkirche. Inzwischen ist die Kirche wieder aufgebaut.

Beim Mittagsgebet sind die beiden dann in der großen Messehalle von Beirut in der Reihe hinter mir gesessen. Es war diesmal ein besonderes Gebet zum Fest Mariä Verkündigung, das im Libanon als Tag der Versöhnung nach dem Bürgerkrieg ein staatlicher Feiertag ist: Christen und Muslime haben gemeinsam gebetet! Maria genießt als Mutter des Propheten auch unter Muslimen hohe Verehrung. Zu Weihnachten 1982 hatte Frère Roger Schutz, der Gründer der Gemeinschaft von Taizé, mitten im Bürgerkrieg, der die ganze Stadt in Schutt und Asche legte, in Beirut den „Pilgerweg der Versöhnung“ initiiert. Sein Nachfolger Frère Alois führt ihn als „Pilgerweg des Vertrauens“ auf der ganzen Welt fort.

Das kleine Holzkreuz, das seit ein paar Tagen auf meinem Nachtkästchen liegt, ist nicht nur ein kleines, aber starkes Zeichen auf diesem Weg, es spricht auch von Macht und Ohnmacht und von Empowerment, das aus Vertrauen erwächst.

Alois Kölbl, Hochschuleseelsorger

EMPOWERMENT

Gegenseitigkeiten

Internet und Social Media.

Er- oder entmächtigen sie mich?

Von Franz Nahrada (2)

Von Agnes Hobiger (3)

Kein Selbstläufer.

Empowerment als Systemkritik (4)

Von Anne Weber

Von Macht und Ohnmacht
und Tätern als Opfer (8)

Alois Kölbl im Gespräch

mit der Künstlerin Deborah Sengl

Der Flug der Hummel (12)

Von Daniela Feichtinger

Lied von another Maria (14)

Von Kinga Tóth

Community Art in Graz (16)

Von Werner Schrempf

„Der Einsatz für Arme
gehört dazu“ (18)

Brigitte Rinner im Gespräch

mit Albert Holznecht

Nicht Konsumenten – Bürger! (20)

Von Sigrun Zwanzger

Gnome & Lurche. (22)

Von Katharina Pressl

Yoga und christliche Spiritualität (24)

Von Simone Krassnitzer

Ein Wort. (26)

Von Jörg Wilkesmann

Schluss mit Stillsitzen (27)

Von Harald Koberg

KHG – AKTUELL (28)

Gegenseitigkeiten

Internet und Social Media. Er- oder entmächtigen sie mich?
Von Franz Nahrada

Ich kann mich gut erinnern, es war Anfang der Achtzigerjahre. Ich konnte es kaum fassen, dass eine Notiz in der BTX (=Bildschirmtext) Box 7, jenem legendären Versuchssystem aus Graz, sofort im ganzen Land gelesen werden konnte. Es war, als hätten ich und die paar anderen, die das System damals nutzten, so etwas wie den ORF-Teletext für meine höchst privaten Botschaften zur Verfügung! Wenig später schloss ich mich der Apple Revolution an, lernte spielend einfach zu programmieren, Daten zu organisieren, komplexe Vorgänge zu automatisieren und auf diese Weise neue Künste auszuüben. Mein Freund Karl-Heinz Essl schrieb ein Programm, das uns bis zum Ende aller Tage mit immer neuen interessanten Klängen versorgt – gratis! Ich begann zu träumen. Von einer Welt, in der die Menschen von jedem erdenklichen Ort aus auf das Wissen der ganzen Welt zugreifen und es modifizieren, es verbessern können. Ich organisierte User Groups und lernte eine vollkommen neue Form der Kooperation kennen: man stellt eine Frage im virtuellen Raum eines Internetforums und von irgendwo gibt irgendwer die Antwort. Ohne Mühe, ohne Zwang, einfach weil's gerade Spaß macht. Ich fühlte mich mit einer Welt von Gleichgesinnten verbunden und dachte: Diese Welt würde sich eines Tages bis ins hinterste Dorf ausbreiten, die Unwissenheit und den Aberglauben beseitigen, Lösungen für so gut wie alle Probleme bereitstellen und damit auch den Druck der Lohnarbeit beseitigen. Eine Technik der dezentralen Automatisierung, der Integration, der Vernetzung und des Zusammenspiels der Dinge war entstanden. Interessanterweise entdeckte ich, dass dieses Denken auch unser Naturverhältnis revolutionierte. Permakultur, Aquaponik, „lebende Maschinen“: All das könnte mit unserem Wissens-, Wahrnehmungs-, Produktions- und Steuerungssystem zusammenfließen. Unser Leben in großen organischen Häusern und Dörfern, eingebettet in Kulturlandschaft – das forderte meine Phantasie heraus. Ich fühlte mich versucht, von einem *Gottesgeschenk* zu sprechen. Ich, als Agnostiker!

Jedenfalls bis zu dem Moment, wo ich merkte, dass sich ein unwillkommener Geist in der wachsenden digitalen Welt breit zu machen begann. Dieser Un-Geist war der der Bewirtschaftung. Die neue Perspektive des freien Austausches von Anwendungen, Programmcodes, Bildern, Musik und Filmen wurde erschwert, ja nahezu verunmöglicht durch Urheberrechtsklagen und Lizenzen. Der gute Geist der potentiell unendlich mächtigen kooperativen Eigenarbeit wurde wieder in die Flasche verbannt, Informationswaren traten an seine Stelle. Die sinkenden Erträge aus der materiellen Produktion sollen kompensiert werden durch das Verbot, Wissen und Information zu teilen, zu

verändern, zu verbessern. Wer relevantes Wissen sein „intellektuelles Eigentum“ nennt, hat Macht über andere und verdient daran wie ein Feudalherr. Abhängigkeit und Kundenbindung greifen aber erst dann so richtig, wenn vom Betriebssystem aufwärts alles permanent erneuert und neu bezahlt werden muss. In dieser Atmosphäre der Zerstörung von Vertrauen und Verlässlichkeit wächst auch die Internetkriminalität. Ein Teufelskreis führt zu immer mehr Regulation, Kontrolle und Überwachung. Wer geglaubt hat, Wirtschaft sei dazu da, uns mit nützlichen Dingen zu versorgen, der wird eines Besseren belehrt. Oder er wird überflutet mit unnützen Memes.

Wie die Geschichte ausgeht, wissen wir nicht. Ich will aber nicht dabei zusehen, wie dieses Gottesgeschenk durch Kommerz in Lichtgeschwindigkeit multipliziert und pervertiert wird. Ich will nicht, dass wir als Gesellschaft hier ohnmächtig danebenstehen. Lieber wende ich meine Aufmerksamkeit den Vielen zu, die bewusst begonnen haben, Information sinnvoll zu ordnen und zum Gemeingut zu machen – wie es vor tausend Jahren die kirchlichen Orden getan haben.

Franz Nahrada, geb. 1954 in Wien, ist Soziologe, Philosoph und Zukunftsforscher. Sein Thema: Gestaltungsmöglichkeiten von (vorwiegend ländlichen) Lebensräumen und menschlicher Gemeinschaft im Zeitalter globaler Vernetzung. Seit 2017 baut er in Bad Radkersburg ein Studienhaus auf und widmet sich dem Projekt, mit andern gemeinsam sinnvoll und gesund alt zu werden und dafür eine optimale Umgebung zu finden.



Foto: privat

Gegenseitigkeiten

Internet und Social Media. Er- oder entmächtigen sie mich?
Von Agnes Hobiger

Was täte ich, Studentin, ohne das Internet? Nun, ich würde wohl mehr Zeit in Bibliotheken verbringen. Ich müsste mehr Zeit aufwenden, um an brauchbare Informationen zu gelangen, könnte mittelhochdeutsche Verben nicht einfach über „Wörterbuch Netz“ oder die Bibliographie zu Max Frisch nicht einfach über die Website der Unibibliothek finden. Gleichzeitig würde ich weniger Zeit damit verschwenden, auf Facebook oder Instagram Menschen zu stalken, die ich vor einer Ewigkeit mal kannte. Oder auch nicht. Wer kennt schon alle seine/ihre Facebook-Freundinnen und -Freunde? Ich würde deutlich weniger lustige Poetry Slam-Videos sehen und deutlich weniger über Schwangerschaftstests wissen – seit ein paar Monaten weiß YouTube anscheinend etwas, das mir bisher entgangen ist und bietet mir Werbung für den „einzigen Test mit genauer Wochenbestimmung“ an. Dennoch: Der Cyberspace ist nicht mein bevorzugter Aufenthaltsort, obwohl ich meinem Alter nach ein „Digital Native“ sein sollte. Nach dieser Definition sollte ich mich im Internet zu Hause fühlen, das Medium als gegeben betrachten und darin agieren wie ein Fisch im Wasser. Ich fühle mich oft als das Gegenteil von all dem. Wenn ich dieser Definition gerecht werde, dann unbewusst. Es ist für ein Internet-Alien wie mich beruhigend zu sehen, dass mich die anonyme graue Eminenz des Internets doch nicht so gut kennt wie gedacht und ich deshalb Werbung eingespielt bekomme, die nicht hundertprozentig passt. Andererseits weiß, wer auch immer, über mein Facebook-Profil, meine YouTube-Nutzung, meine Google-Anfragen oder meine Whatsapp-Nachrichten, sicher deutlich mehr über mich als die durchschnittliche Freundin. Traue ich dem *brain* hinter dem Internet gar zu, dass es mir absichtlich die falsche Werbung vorspielt, um mich in Sicherheit zu wiegen?

Klar, ich könnte aufgrund von Bedenken wie: „Was passiert mit meinen Daten? Wer verdient wo an mir, damit dieser Service für mich kostenlos ist?“ das Internet meiden. Auf die ganz altmodische Art studieren. Mich persönlich zu Lehrveranstaltungen einschreiben. Könnte ich? Nicht an der Uni Graz, die Lehrveranstaltungsanmeldung ist nur online möglich. Die Professorin, die auf einmal 200 Studierenden in der Sprechstunde zur Anmeldung hat, wird sich die elektronische Variante schnell zurück wünschen! Außerdem erfolgen der Zugang zu Lehrmaterialien fast ausschließlich über Plattformen wie „Moodle“ und die Kommunikation mit Lehrenden über E-Mail. Doch ist das nicht der Bereich des Internets, in dem ich mir um meine Daten große Sorgen mache.

Facebook – von so vielen Studierenden ohnehin nicht genutzt – zu reduzieren fällt nicht schwer. Ein YouTube-Verzicht ist da schon vertrackter, denn da gibt es auch Dokumentationen und Lernvideos, die das Studieren leichter machen. Whatsapp nicht zu verwenden ist allerdings richtig schwierig. Hier riskiert man, wichtige Informationen nicht mitzubekommen. Ohne die Whatsapp-Gruppe „Chemie-Lehramt“ würden mir Infos für wichtige Prüfungen fehlen. Ohne Vernetzung mit anderen Studenten könnte ich kaum Chemie erfolgreich studieren. Das gleiche gilt für die Fachprüfung in Deutsch und die einschlägige Facebook-Gruppe. Auch Professoren verlassen sich beim Organisieren von Exkursionen manchmal auf Whatsapp. Ohne die Nutzung von Diensten wie Whatsapp an der Uni zu studieren wäre daher schwieriger, aber möglich. Ohne die Nutzung eines Browsers zu studieren wäre heute unmöglich, ja unsinnig. Warum nicht die Organisation vereinfachen, wo es möglich ist? Warum nicht Posten in der Verwaltung, Papier, Tinte und Zeit einsparen, wenn es durch die Technologie möglich ist? Trotzdem bleibt die interessante Frage: „Wer zahlt womit wofür?“ Mann oder Frau könnte das jetzt natürlich recherchieren, aber auf YouTube gibt es gerade neue Katzenvideos ...



Agnes Hobiger, geb. 1993 in Graz. Sie studiert an der Karl-Franzens-Universität Chemie und Deutsch auf Lehramt. Von 2015–2018 Vorsitzende der Katholischen Hochschuljugend Österreichs. „Denken+Glauben“-Redaktionsmitglied.

Foto: Hobiger

Kein Selbstläufer. Empowerment als Systemkritik

Von Anne Weber



Deborah Sengl, Toy Story, 2015. © Sengl

„Empowerment“ – mit diesem im frühen 21. Jahrhundert häufig verwendeten „buzzword“ werden Ansätze bezeichnet, die Menschen zu eigenverantwortlicher Lebensführung befähigen sollen. Kommt man hier mit dem christlichen Subsidiaritäts-Prinzip ins Gespräch, zeigt sich jedoch, dass Empowerment dort zu einer Farce zu werden droht, wo es um die blanke Nutzbarmachung menschlicher Ressourcen geht. Was muss also berücksichtigt werden, will man nachhaltiges Empowerment ermöglichen?

„Ermächtigung, Stärkung, Aktivierung und/oder Mobilisierung“ – so wird der Begriff Empowerment in der psychosozialen Arbeit beschrieben. Damit sind Prozesse und therapeutische Beziehungskonzepte gemeint, die Klientinnen und Klienten in ihrer Selbstbestimmung stärken, ihnen Vertrauen – auch in sich selbst – (zurück) geben und

sie befähigen, das eigene Leben selbstbestimmt zu gestalten. Im Kontext der Unternehmensführung verweist der Begriff wiederum auf Methoden, die es ermöglichen sollen, individuelle Fähigkeiten oder kollektive Dynamiken so zu aktivieren und zu begleiten, dass in Arbeits- und Teambildungsprozessen ein zielorientiertes und verantwortungsvolles Miteinander entsteht. Empowerment-Ideen kommen also dort zum Tragen, wo die Eigenverantwortlichkeit der Mitarbeiter gefördert werden soll – um ihre Leistungen und damit letztlich die Produktivität eines Unternehmens zu optimieren. Im christlichen Zusammenhang wiederum lässt sich der Begriff in Erinnerung an das sozialethische Subsidiaritäts-Prinzip profilieren. Insofern die *Hilfe zur Selbsthilfe* über die Aktivierung und Entfaltung der dem Individuum oder der Gruppe inhärenten Fähigkeiten verläuft, scheinen sich Empowerment und der Gedanke der

Hilfe zur Selbsthilfe zu entsprechen. Auch die christliche Sozialethik verbindet damit zunächst also eine Übertragung von Verantwortung.

Im Gespräch mit den Prinzipien der christlichen Soziallehre wird darüber hinaus an einen Aspekt erinnert, der in den bisher genannten Einsatzbereichen von Empowerment eher ausgeblendet bleibt. So ist mit der Befähigung, Stärkung bzw. Ermächtigung *zu* Selbsthilfe, *zu* Selbstbestimmung und *zu* Eigenverantwortung immer auch eine Befreiung, eine Emanzipation *von* oder ein Schutz *vor* unbegründeter oder unbemerkter Heteronomie verbunden. In dieser Dynamik entfaltet der Begriff jenseits der benannten Anwendungsfelder eine *soziale Dimension*. Positiv formuliert soll eine an Empowerment orientierte Praxis marginalisierten, vergessenen oder diskriminierten Gruppen die Teilnahme an gesellschaftlich relevanten Prozessen und Vergesellschaftung ermöglichen.

Analysiert man Empowerment entlang des Subsidiaritätsanspruchs zudem auf der *individuellen Ebene*, so entfaltet die Hilfe zur Selbsthilfe eine systemkritische Tiefengrammatik. Anders als im Kontext der psychosozialen Arbeit oder der Unternehmensanalyse, aber auch im Unterschied zum Empowerment marginalisierter Gruppen, geht es hier nämlich gerade nicht darum, die Befähigung und Aktivierung von Selbstbestimmtheit noch einmal systemisch nutzbar zu machen oder an vorherrschende Logiken der Sozialintegration zu knüpfen. Die Entdeckung ungenutzter Stärken oder die Förderung von Ressourcen zur Selbstgestaltung dient mit anderen Worten nicht der (Wieder-)Eingliederung in bestehende Systeme oder der Rekrutierung des Einzelnen für bestimmte Wirtschafts- und Arbeitsformen. Die Aktivierung von Ressourcen, die Emanzipation von Abhängigkeiten und Gewohnheiten, sowie die Übertragung von Verantwortung erweist sich hier vielmehr als *Selbstzweck*.

Verliert man diesen Aspekt zu schnell aus den Augen und setzt ein primär funktionalistisches Verständnis von Empowerment um – ein Verständnis also, bei dem Systeme, Strukturen oder Verhältnisse, zu deren Mitgestaltung befähigt werden soll, nicht noch einmal auf deren Rolle bei der Aufrechterhaltung von Fremdbestimmung, Diskriminierung oder Paternalismus hin befragt werden – droht Empowerment sich ins Gegenteil zu verkehren. Mit anderen Worten verdreht sich der Gedanke des Empowerment dort dialektisch, wo die Ursachen der Fremdbestimmung nicht in ihren systemischen Dynamiken aufgedeckt werden. Wird die Fremdbestimmung nur punktuell aufgelöst, bleibt aber auf einer größeren sozialen oder strukturellen Skala erhalten, riskieren auch Empowerment-Ansätze zu einem Instrument zu werden, das Herrschaftsstrukturen verdeckt oder sogar zu deren Legitimation beiträgt.

Vor dem Hintergrund dieser Problemanzeige und mit der Suche nach umfassender und nachhaltiger Befähigung und Befreiung geht die Frage einher, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, um einer funktionalistischen Engführung und damit einer dialektischen Verkehrung vorzubeugen. Heuristisch ist hier ein Blick auf die Frauenbewegung hilfreich. Letztere lässt vermuten, dass es zum einen grundlegend ist, als Betroffene die eigene Situation als defizitär oder ungerecht zu erkennen und zum anderen, dass die Artikulation dieser Erkenntnis eine Resonanz auf der sozialen, kulturellen und politischen Ebene erfährt.

Selbsterkenntnis des oder der Betroffenen erweist sich deshalb als Schlüssel für nachhaltige Empowerment-Vorgänge, weil nur dann das Risiko paternalistischer oder projektiver Vereinnahmung minimiert wird und keine zusätzlichen, epistemischen Abhängigkeiten entstehen. Zugleich reicht es wohl nicht aus, Ungleichheiten oder Ungerechtigkeiten zu identifizieren. So war in den Anfängen der Frauenbewegung zwar durch den Austausch von Erfahrungen erstmals ein gruppeninternes Bewusstsein für die umfassende Unterdrückung und Marginalisierung von Frauen in vermeintlich egalitären Gesellschaften entstanden. Weil aber die traditionellen Geschlechterrollen so nachhaltig in den kulturellen Narrativen und dem sozialen Habitus verankert waren (oder immer noch sind!), hat die Identifikation faktischer Unrechtsstrukturen – beispielsweise im Familienrecht – nicht unmittelbar zur Veränderung motiviert. Die verwendeten, vielfach essentialistisch ausgedeuteten Rollenbilder haben vielmehr zu einer Trivialisierung der vorgetragenen Gleichberechtigungsanliegen geführt und Empowerment und Emanzipation apriorisch blockiert. Je tiefer also Vorurteile und Klischees in das kulturelle Substrat eingelassen sind und damit das Deutungsnetz gesellschaftlicher Vollzüge weben, desto schwieriger wird es jenseits der diskriminierten oder marginalisierten Gruppen für Heteronomie oder Unrechtserfahrungen zu sensibilisieren. Empowerment ist nur dann nachhaltig, wenn die damit verbundenen Anliegen der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit auch eine Resonanz auf gesellschaftlicher, kultureller, politischer und rechtlicher Ebene finden. Mit diesen Gedanken wird schließlich sowohl die Hintergrundfolie als auch der Horizont von Empowerment bzw. Hilfe zur Selbsthilfe markiert: Der Gedanke zieht seine Berechtigung aus den Ansprüchen einer egalitären Gesellschaft, in der Menschen nicht kategorisch daran gehindert werden ein selbstbestimmtes, verantwortungsvolles Leben zu leben.

An dieses Beispiel schließt die etwas unbequeme Diagnose an: nachhaltige Empowerment-Prozesse sind keine Selbstläufer. Um aus dem Schatten von Paternalismus, Projektion und Bevormundung treten zu können, braucht es

einerseits eine Form von Selbsterkenntnis, die in Einzelpersonen und Gruppen den Wunsch nach Selbstbestimmtheit und Unabhängigkeit entstehen lässt. Um diesen Wunsch nicht in der Faktizität vorgefundener Gesellschaftsordnungen zerreiben zu lassen und so Empowerment lediglich als neues Vehikel der (ökonomischen) Nutzbarmachung menschlicher Ressourcen zu installieren, braucht es andererseits die Identifikation von systematischen Abhängigkeitsverhältnissen sowie die Analyse der damit verbundenen Logiken. Es gilt dabei, sowohl die impliziten und expliziten Zugangsbedingungen zur gesellschaftlichen Teilhabe zu erfassen, als auch nach lebensweltlichen Phänomenen und Dynamiken zu suchen, die den Erhalt von Heteronomie verstetigen und zum Eindruck einer vermeintlichen Alternativlosigkeit beitragen.

Spannungen zwischen einer nicht-verzwecklichten Befähigung zur selbstbestimmten Lebensgestaltung und einer umfassenden Befreiung aus bevormundenden Beziehungen und strukturellen Abhängigkeiten entstehen also immer dort, wo Empowerment nicht als Selbstzweck gedacht wird und der je größere Horizont einer Emanzipation des Menschen aus dem Blick gerät.

Aus einer säkularen Perspektive wird diese Spannung von der kritischen Theorie und ihren Erben zu bearbeiten versucht. In deren Horizont sind umfassende Emanzipation und nachhaltiges Empowerment erst dann möglich, wenn das Veto gegen marginalisierende, diskriminierende und paternalistische Praktiken nicht nur äußerlich gegeben ist, sondern aus den Strukturprinzipien der Vernunft abgeleitet werden kann. Nur dann werden auch solche, im kulturellen Skript verankerten, impliziten Ideologien sichtbar. Folgt man Jürgen Habermas, so fehlt einer nachmetaphysischen Vernunft allerdings die Handhabe, um Egalität und Selbstbestimmtheit nicht nur rational einsichtig machen, sondern in den konkreten Lebenswelten je neu gegen alternative Handlungskordinativa einfordern zu können. Dieser Umstand wird dort zum Problem, wo etwa an Nutzen und Effizienz orientierte Weltdeutungen die Sozialintegration schon soweit übernommen haben, dass sie mit dem dahinter stehenden systemischen Interesse auch alle Befähigungs- und Befreiungsbestrebungen blockieren. Zudem bleibt Empowerment ohne ein utopisches Geleitwort mit der Hypothek belastet, sich möglicherweise nur mit Hilfe neuer Allianzen und prospektiven Abhängigkeiten umsetzen zu lassen, das heißt punktuell selbstbestimmte Lebensgestaltung zu fördern, auf anderer Ebene diese jedoch wieder zu relativieren. Wie ambivalent solche Förderungen auch im Blick auf damit einhergehenden Opferrollen-Zuschreibungen wahrgenommen und aus Sorge vor neuen Abhängigkeiten ausgeschlagen werden, verdeutlicht die meist sehr verhaltene Wahrnehmung spezieller Frauenförderungsprogramme,

wie etwa universitäre Mentoring-Angebote, spezielle Stipendien für Wissenschaftlerinnen oder Leadership-Kurse für weibliche Führungskräfte.

Aus christlicher Perspektive wird diese Dialektik durch den Rekurs auf die prophetische Tradition des Alten und Neuen Testaments abgefangen. So wirkt die in der Gottebenbildlichkeit grundlegende Einzigartigkeit jedes Menschen als Schöpfungshorizont und darf nicht durch weltliche Herrscher kompromittiert werden. Ob im ersten Gebot oder den Evangelien – es wird mit aller Deutlichkeit daran erinnert, dass alleine das Leben in und mit Gott Freiheit schenkt und Menschen durch seinen Zuspruch immer schon befähigt werden, ihre Talente wahrzunehmen. Damit ist das an nichts in der Welt Maß nehmende Zusagewort Gottes zu seiner Schöpfung nicht nur die Grundlage jeder *Empowerment*- und Emanzipations-Bestrebungen, sondern auch deren Ausfallbürgschaft. Weil jeder Einzelne immer schon von Gott angenommen ist, wird er ermutigt, Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit je neu einzufordern – auch dort, wo weltliche Logiken sie verlachen. Wird dem Menschen im unbedingten Zusagewort Gottes seine Befähigung zur Freiheit gegenwärtig und darin zugleich jede marginalisierende und diskriminierende Praxis herausgefordert, erweist letzteres sich als Erkenntnisquelle und Kontrastfolie. Auch vorübergehende Hilfestellungen durch Institutionen oder Einzelpersonen, die subsidiäre Empowerment-Prozesse begleiten, müssen sich vor diesem Hintergrund daran messen lassen, ob sie das göttliche Zusagewort zu den Menschen bedenken.

Sicherlich vermag das Evangelium alleine nicht die dialektische Spannung in der konkreten Umsetzung von Empowerment- und Emanzipations-Bewegungen aufzuheben. Dennoch enthält es einen Sperrklinneneffekt gegen deren rein funktionalistische Ausrichtung. Das kritische Potential der Reich-Gottes-Vision kann somit im Rahmen einer philosophisch-soziologischen Analyse des Phänomens heuristische Impulse setzen. Im Gespräch mit der christlichen Soziallehre erweisen sich die Fragen, wer wen und mit welchem Interesse aus welchen Settings heraus empowern will, als produktiv und kommen jeder ideologischen Vereinnahmung des Gedankens auf die Spur.

Anne Weber,
geb. 1983 in Mechernich, studierte Theologie, Philosophie, Japanologie, Geschichte und Ethik der Medizin in Köln und Münster. 2018 promovierte sie in praktischer Philosophie in Düsseldorf und arbeitet zur Zeit im Rahmen eines DFG-Projekts über „Meanings and Practices of Prenatal Genetics in Israel and Germany“. Als Stipendiatin des Graduiertenkollegs „Kirche in Zeiten der Veränderung“ forscht sie im Erzbistum Paderborn zu ethischen Chancen und Herausforderungen von Digitalisierungsprozessen.



Foto: Steegmaier



Von Macht und Ohnmacht und Tätern als Opfer

Alois Kölbl im Gespräch mit der Künstlerin Deborah Sengl



Deborah Sengl in ihrem Atelier in Wien. Foto: Kölbl

Das Auseinanderdriften von Arm und Reich, Krieg, Massentierhaltung, Flucht, Körper- und Schönheitskult oder die Scheinheiligkeit der katholischen Kirche im Blick auf Missbrauch in ihren eigenen Reihen: In ihren Werkzyklen legt die Künstlerin Deborah Sengl den Finger in Wunden unserer Gesellschaft. In der ab Mai in der QL-Galerie zu sehenden Ausstellung verschneidet sie das in ihrem Werk immer wieder auftauchende Gegensatzpaar „Täter und Opfer“ zu einem irritierenden Ineinander. Alois Kölbl hat mit ihr in ihrem Wiener Atelier über die Ausstellung in Graz und ihre künstlerische Arbeitsweise gesprochen.

Alois Kölbl: Der Titel unseres Heftes heißt „Ermächtigung“. „Macht“ ist ein Thema, das in verschiedensten Facetten dein künstlerisches Werk durchzieht. Was interessiert dich daran?

Deborah Sengl: Macht ist schon sehr lange zentrales Thema meiner Kunst. Es geht mir um Machtverhältnisse, um Rollenspiele, um Beziehungen zwischen Menschen, vor allem um Opfer- und Täterbeziehungen. Seit über zwanzig Jahren beschäftige ich mich mit dem, was zwischen uns Menschen lodert, und das ist meistens sehr von Macht oder auch Ohnmacht bestimmt.

Zu deiner inzwischen unverkennbaren Bildsprache gehört der Einsatz von Tieren. So gut wie immer tragen die Menschen in deinen Bildern und Skulpturen Tierköpfe. Warum?

Mit Tieren habe ich mich schon sehr früh beschäftigt. Ich hatte ja parallel zu meinem Kunststudium auch Biologie studiert. Tiere haben mich immer schon fasziniert. Ich habe bereits während des Studiums Tiere in meiner Kunst verwendet, aber immer um menschliches Verhalten darzustellen. Ich bediene mich diesbezüglich bei dem, was wir

Menschen Tieren zuschreiben. Das sind natürlich rein menschliche Konstruktionen, denn die Unterscheidung etwa zwischen einer „dummen Gans“ und einem „schlauem Fuchs“ ist objektiv betrachtet reiner Blödsinn, weil die Gans nicht blöder ist als der Fuchs, aber ich spiele bewusst mit diesen Metaphern und menschlichen Zuschreibungen um letztlich menschliches Verhalten und Fehlverhalten darzustellen.

In der Ausstellung in der QL-Galerie wird die Serie „Broken Soldiers“ zu sehen sein. Worum geht es dabei?



Deborah Sengl, Home Story, 2015. © Sengl

In der Serie geht es mir um die Auseinandersetzung mit dem letztlich innermenschlichen Spagat, dass wir alle Opfer und Täter zugleich sind. Kriege gab und gibt es immer, aber zur Zeit sind Kriege wieder sehr virulent. Ich musste mich dem Thema einfach stellen. Mir geht es darum, dass Menschen, die in Kriege hineingezogen werden, durchaus auch Opfer sind, wenn sie zu Tätern werden. In den Biographien von Menschen, die sich terroristischen Organisationen anschließen, findet sich häufig das Moment, dass sie sich aus einer Gesellschaft oder einem gesellschaftlichen Bereich ausgeschlossen

fühlen. Mich interessiert genau diese innere Zerrissenheit. Ich bin davon überzeugt, dass niemand als ein böser Mensch, als Soldat, Terrorist oder gar als Mörder auf die Welt kommt. Systeme machen Menschen zu dem, was sie sind. Darum geht es in meiner Werkserie „Broken Soldiers“, in der ich auch mit Tierköpfen und mit Mischwespen, wie etwa dem „Löwenzebra“ oder der „Löwenantilope“, arbeite. Ich zeige nicht, was die Dargestellten, die durch die Waffen und Uniformen als Soldaten erkennbar sind, getan haben, sondern versuche sie als Verzweifelte darzustellen. Ich zeige Menschen, die hadern

mit dem, was sie getan haben. Mir geht es nicht darum, jemanden in Schutz zu nehmen, der Böses getan hat, sondern zu zeigen, dass Täter auch Opfer – manchmal auch Opfer ihrer selbst – sind.

In der QL-Galerie wird die Werkserie der „Broken Soldiers“ erstmals in Form großformatiger Tapisserien zu sehen sein. Eine Technik, die du noch nie verwendet hast und die im Blick auf deinen künstlerischen Ansatz und deine Themen überraschend ist, assoziiert man Tapisserien doch eher mit historischen Adelssitzen oder behaglichen,

großbürgerlichen Salons. Was interessiert dich an dieser Technik?

Das hat eher zufällig begonnen: Das Textilmuseum Augsburg ist an mich herangetreten mit der Frage, ob man nicht eines meiner Werke in Textil umsetzen könnte. Ich fand es reizvoll, gerade dieses Thema, das Harte und Martialische, das man doch zunächst mit harten Materialien verbinden würde, in Textil, also in einem weichem Material, das auch etwas Empfindliches hat, umzusetzen. Es gibt mir die Möglichkeit, quasi in der Materialität das Thema zu brechen.

Wir leben in einer Zeit der Bilderüberflutung. Bilder müssen anscheinend immer greller und grausamer sein, um überhaupt noch zu den Betrachter/innen durchdringen zu können und auf Aufmerksamkeit zu stoßen. Wie gehst du als Künstlerin damit um?

Als Künstlerin interessiert mich die Rolle der Medien sehr. Medien sind auch Täter. Täter, die Gefühle produzieren und durch Bildauswahl manipulieren. Damit beschäftige ich mich in meiner Kunst.

Wie entstehen deine Bilder? Gibt es reale Vorbilder, oder handelt es sich um rein künstlerische Bild-Erfindungen?

Meine Bilder entstehen nach sehr zeitaufwändiger und intensiver Recherche, meistens im Internet. Auch die Serie der Soldatenbilder ist ausschließlich nach realen Bildern entstanden. Ich habe sie nur durch die Tierköpfe verfremdet.

Ich nehme an, die Beschäftigung mit diesen Bildern macht auch mit dir als Künstlerin emotional etwas, oder kannst du nach der Arbeit einfach abschalten?

Natürlich gewinnt man bei der Bildrecherche auch eine gewisse Routine. Aber es ist nicht so, dass ich mich den schrecklichen Bildern emotional einfach entziehen könnte. Besonders stark war das bei der Arbeit an der Serie „Die letzten Tagen der Menschheit“. Damals habe ich im

Zuge der Recherchen viel Kriegsliteratur gelesen. Ich hatte in dieser Zeit wirklich Alpträume, Kriegsbilder, die mich nicht losgelassen haben, kamen immer wieder in mir hoch. Das hat sich sehr tief eingegraben. Aber es ist eben auch gut, dass das etwas mit einem macht. Ich würde mir wünschen, dass sich viel mehr Menschen dem stellen.

In der Ausstellung wird auch ein am Boden liegender Obdachloser mit einem Hundekopf zu sehen sein. Wie entstand die Bildidee?

Der Obdachlose ist als Teil eines Diptychons entstanden. Es besteht aus einer Skulptur und einem gemalten Bild, das eine Frau in einem Luxusschlafzimmer zeigt. Die Idee dazu kam mir, als ein sogenannter Facebookfreund ein Foto von einem Obdachlosen am Praterstern im Internet postete. Auf Facebook hat er sich über ihn lustig gemacht, sich über ihn erhöht in einer Weise, die ich einfach unfassbar fand. Ich wollte das nicht auf Facebook kommentieren, sondern habe mich zu einer Arbeit darüber entschlossen und hoffe natürlich, dass diese bewusst verstörende Arbeit auch bei den Betrachter/innen etwas bewirkt.

Wie siehst du die Rolle der Kunst im Blick auf deren gesellschaftspolitische Relevanz?

Meine eigene Kunst ist sehr direkt und thematisch auf gesellschaftliche Vorgänge und Entwicklungen bezogen, sehr politisch und sie wird auch immer politischer. Grundsätzlich glaube ich aber, dass jede(r) die Kunst machen sollte, die ihm/ihr entspricht. Ich glaube, abstrakte Kunst hat genauso ihre Berechtigung, wie die Kunst, die ich mache. Kunst kann und muss nicht missionieren und schon gar nicht therapieren, aber Kunst kann so etwas wie ein Ventil sein. Meine eigene zum Beispiel zuerst für mich selber als Künstlerin, die ich immer unglücklicher werde mit den Zuständen hierzulande und weltweit. Für mich ist es eine Möglichkeit, mit Dingen umzugehen, die mich stören und auch verstören. Ich

möchte aber natürlich auch den Menschen einen Spiegel vorhalten und zwar nicht nur den kunstaffinen Menschen.

Gelingt das? Bekommst du Rückmeldungen von Menschen ohne Affinität zur Kunst- und Galerienwelt?

Ich versuche mit meinen Werken den Betrachter/innen einen sehr schnellen und direkten Einstieg zu ermöglichen. Natürlich höre ich deswegen von Leuten aus der Kunstszene hin und wieder, meine Kunst sei zu plakativ. Das ist bei mir aber eine ganz bewusste Vorgehensweise. Ich vergleiche das gern mit der Geschichte von „Alice in Wonderland“, bei der die Protagonistin ja zunächst auch ganz unvermittelt in eine andere Welt stolpert. Aber dann steht sie vor weiteren, immer kleineren Türen, für die sie durch Zauberei erst die richtige Größe bekommen muss, um hineingelangen zu können. Das würde ich mir auch für das Funktionieren meiner Kunst wünschen: Nach einem raschen Einstieg steht man vor weiteren Türen. Ob man die öffnen will, ist die eigene Entscheidung. Man muss es wirklich wollen. Mein großer Werkzyklus „Die letzten Tage der Menschheit“ war an sehr unterschiedlichen Orten zu sehen, nicht nur im Kunstkontext. Es war für mich eine sehr schöne Erfahrung, dass Menschen aus ganz anderen gesellschaftlichen Bereichen auf mich zugekommen sind und sich bedankt haben, weil sich ihnen eine neue Sichtweise erschlossen hat. Das freut mich als Künstlerin. Zumal ich natürlich auch im Blick auf mein eigenes Werk weiß: nicht immer gelingt es und es ist überhaupt nicht selbstverständlich. Natürlich spielt es für die Rezeption meiner Werke auch eine Rolle, dass ich mich nicht auf Nischenthemen beziehe, sondern Probleme aufgreife, die sehr viele Menschen direkt oder indirekt betreffen, etwa wenn es um Krieg geht, oder auch um Armut. Mit meiner Kunst kann ich natürlich keine Probleme lösen. Ich kann nur kleine künstlerische Angebote machen und hoffen, dass die Menschen die Dinge dann im realen Leben außerhalb der Kunstwelt anders sehen.



Der Flug der Hummel

Zurückhaltung ermöglicht Freiheit
Von Daniela Feichtinger

Zeig mir, wie ich einen Brunnen graben kann, aber grab keinen für mich – lange Zeit kannte ich „Empowerment“ nur im Zusammenhang mit karitativen Projekten in Entwicklungsländern, die unter dem Slogan „Hilf mir, es selbst zu tun“ laufen. Als ich gefragt wurde, ob ich zum Thema Empowerment einen Text schreiben könnte, war ich zugegebenermaßen erstaunt. Wirke ich denn, als hätte ich damit Erfahrung? Trägt mein Leben sichtbare Spuren der Ermächtigung?

Nun bin ich niemals Adressatin außerordentlicher Lebenshilfe gewesen. Im Gegenteil: Ich lebe in einem der reichsten Länder der Erde, in dem es alles Lebensnotwendige gibt, und hatte stets Zugang zu den wichtigsten Ressourcen. Mehr als das: Ich konnte sogar im Rahmen einer dreijährigen Universitätsanstellung promovieren. Als Frau. In katholischer Theologie. Das klingt ungewöhnlicher als es ist. Im deutschsprachigen Raum sind sehr viele Theologiestudierende Frauen. Dennoch: Wer eine bezahlte Dissertation schreiben will, sieht sich mit dem Rückgang an Stellen und der Schwierigkeit der Drittmittelfinanzierung konfrontiert. Um unter diesen Bedingungen Fuß fassen zu können, bedarf es großer Unterstützung, die ich glücklicherweise in Gestalt meiner Dissertationsbetreuerin und unterschiedlicher Stipendien hatte. Aber ist das Empowerment am luxuriösen Ende der Skala, Brunnengraben für Akademikerinnen?

Abseits der Entwicklungshilfe begegnet der Begriff Empowerment auch im Kontext von Ratgeberliteratur und Social-Media-Aktivismus. Jede und jeder soll ermächtigt werden und sich selbst ermächtigen. Aber wozu eigentlich? Letztendlich wohl zu *Authentizität*, dem Synonym von „Lebenssinn“ im 21. Jahrhundert: Sei

ganz du selbst! Ich selbst bin nicht zu trennen von meiner Promotion, dem vorläufigen Endpunkt meiner Bildungsbiografie. Zwölf Jahre Schule, sechs Jahre Studium und drei Jahre Dissertation entsprechen mir zutiefst. Schließlich sind Denken, Schreiben und Lesen Grundvollzüge meines Lebens.

So natürlich mein Weg einerseits erscheint, so wenig vorgezeichnet war er andererseits. 2008 maturierte ich als Erste aus meiner Verwandtschaft. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt bereits entschieden, Theologie zu inskribieren. Obwohl der Entschluss buchstäblich „aus heiterem Himmel“ kam, zuckte niemand auch nur mit der Wimper. Heute beeindruckt mich das: Man hätte meine Studienwahl auch als Affront auffassen können, als vorsätzliche Verschwendung des großartigen Privilegs, das ich mit der Matura als Erste hatte. Aber man ließ mich machen. „Schön, dass du weißt, was du willst“, hieß es. Die Aussage bringt gut auf den Punkt, wie ich Empowerment vorwiegend erfahren habe: Als Zurückhaltung, die ermöglicht, ohne zu urteilen. Niemand hat mir je vermittelt: Das kannst du nicht, weil du ein Mädchen bist. Oder: Das wirst du nicht machen können, weil deine Eltern einen Hauptschulabschluss haben. Oder: Tu das nicht, das ist unwirtschaftlich. Tu jenes, da verdienst du viel Geld. Ebenso wenig hat man mir eine großartige Karriere oder Erfolg vorhergesagt. Ich bin also ohne folgenschwere Propherzeiungen aufgewachsen. (Spätestens seit Ödipus wissen wir schließlich, wie nahe Orakel am Fluch sind!) Ich musste nichts leisten, „damit einmal etwas aus mir wird.“ Ich war schon immer jemand, der sich weiter entfaltete.

Erst nach einigen Semestern Studium begriff ich, wie sehr sich der Bildungsgrad vererbt und wie wenige „aus meinem Milieu“ studieren. Selbst enge Freunde krümmen

sich, wenn ich diese Formulierung verwende; sie sagen mir: „Dani, du hast doch ganz normale Eltern!“ Offenbar wissen sie nicht, wie es sich anfühlt, wenn man aus einer nicht gerade religiösen Arbeiterfamilie kommt und dann bei Bischofsweihen, Vernissagen oder fachwissenschaftlichen Tagungen aufkreuzt. Ich werde dort immer fremd sein, auch wenn ich die Sache mit der Kleidung und dem Soziolekt mittlerweile täuschend gut beherrsche. Im Gymnasium bereitete mir beides große Probleme, deren Ursache ich allerdings noch nicht verstand.

Manchmal frage ich mich, wie mein Leben verlaufen wäre, hätte ich schon während der Schulzeit begriffen, wie unwahrscheinlich eine Promotion für mich war. Denn tatsächlich war ich nach dem Hummel-Paradoxon unterwegs. Letzteres tut der Hummel zwar Unrecht (dass Hummeln nach den Gesetzen der Aerodynamik nicht fliegen können, ist bekanntermaßen ein Scherz), aber birgt doch eine Weisheit: Wenn man nicht weiß, dass etwas unmöglich ist, tut man es vielleicht einfach.

Seit einigen Monaten unterrichte ich nun Jugendliche, deren Talente, Handicaps und soziale Hintergründe sich mir allmählich zeigen. Aber ich orakle nicht über ihre Zukunft. War ich nicht selbst mit 16 Jahren eine einzige Wundertüte und ihr Inhalt vor allem mir selbst verborgen? Steckt nicht heute noch anderes und mehr in mir, als derzeit sichtbar ist? Der Soziologe Ulrich Bröckling widmet dem Begriff Empowerment in seiner Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus (*Das unternehmerische Selbst*, 2013) ein ganzes Kapitel. Kritisch fasst er zusammen: „Die Wunde, die [Empowerment] zu heilen verspricht, schlägt es im gleichen Maß stets neu.“ Immer werden die *Ohnmächtigen* als solche definiert, ehe Maßnahmen zu ihrer Ermächtigung folgen. Immer handelt es sich dabei um Machtausübung, die zuallererst unterstellt, was sie dann zu beheben verspricht. Dementsprechend ist Empowerment auch missbrauchsanfällig: Jemandem einen Mangel zu unterstellen und sich dann als Heilsbringer anzubieten, kann neue Abhängigkeiten schaffen, beispielsweise finanzieller oder emotionaler Natur. „Auch Aufrichten ist Zurichten“, so Bröckling.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, weshalb ich die *Zurückhaltung* betone: Man hat mir nie das Gefühl gegeben, ich sei hilfsbedürftig oder gar ohnmächtig, sondern förderte weitestgehend kommentarlos, was an Talent, Neugier und Motivation schon vorhanden war. Ob ich es nach einem Nachmittagskurs zur Förderung minderprivilegiertes Kinder je zur Promotion geschafft hätte? Ich bezweifle es.

Die *Zurückhaltung* betone ich auch mit Blick auf das meist verschwiegene Potential des Machtmissbrauchs, denn: Wer befähigt aus welchem Grund und zu welchem Zweck? *Cui bono?* Also: Wem zum Vorteil? Ermächtigende

Angebote können wie Karotten an einem Faden sein, die dem Esel vor der Schnauze baumeln, sich letztendlich aber seinem Biss entziehen. Oder aber er frisst das Gemüse samt Schnur und wird Opfer einer üblen Verwicklung.

Empowerment, wie ich es verstehe, ist kein beständiges Selbstoptimieren und Höhersteigen. Es befähigt auch, auszusteigen und zu tun, was kapitalistischen Fortschrittsfantasien oder akademischen Erwartungshaltungen zuwiderläuft. Wenige haben mich beglückwünscht, als ich nach der Promotion die Bibelwissenschaft verlassen habe. Was meine Eltern nie beschäftigt hat (und auch heute nicht beschäftigt), kam mir nun von mehreren Seiten entgegen: War dieser Wechsel von der Uni auf die Schule nicht Verschwendung in jeder Hinsicht – Verschwendung von Talent, von Privilegien, von Ressourcen? Würde ich diesen Schritt nicht bald bereuen? Jemand nannte es sogar – in einer unfassbaren Verdrehung des Bibelverses – „Perlen vor die Säue werfen.“

Jetzt, wo die Unkenrufe kommen, profitiere ich wieder von dieser gewissen seligen Ahnungslosigkeit, mit der ich aufgewachsen bin. Sie geht einher mit einer sehr zuverlässigen Intuition: Ich weiß, was gut und richtig für mich ist – auch wenn es konventioneller Logik zuwiderläuft. In diese unkonventionelle Logik, mit der ich großwerden durfte, konnte ich mich in den letzten Jahren besonders in Exerzitien weiter einüben. Tagelanges Schweigen und Hören schärft die Sinne für Welt- und Himmelszusammenhänge: Allen voran für Gottes noble Zurückhaltung und das Gratis-Angebot größerer Freiheit, das ohne Leuchtreklame und Postwurfsendungen auskommt. Und ohne Haken.

Natürlich kenne ich Menschen, die sich im Glauben einkerkern, um nicht wachsen und blühen zu müssen, oder ihn auftürmen, um ihr krudes Weltbild zu untermauern. Der Glaube ist ein Werkzeug, mit dem man nicht nur lebenspendende Brunnen, sondern auch Gefängnisse bauen kann. Gott befreit allerdings auch aus diesen – in aller Zurückhaltung. Ob man davon jedoch klüger, schöner, reicher, gesünder oder erfolgreicher wird, steht auf einem anderen Blatt.



Daniela Feichtinger studierte in Graz und Freiburg (Schweiz) Theologie und Religionspädagogik. Sie promovierte in alttestamentlicher Bibelwissenschaft und ist nun seit Herbst 2018 im Unterrichtspraktikum an der HLW Sozialmanagement.

Foto: fotostudio44

Lied von another Maria

Kinga Tóth

in burka oder aus goldkaputze
aus plättchen flechten sich auch ihre haare
runter gold wird auf den pelz gegossen
(in gold gesteifter pelz)
puttos bedecken die brustknochen
kleiden sie zum knecht
nennen ihren skafander sarkophag
ihr sturzhelm glasig verbreitet
die reste ihres gesichts
ihrer schwammigen knochen löcher
und die heilen zähne

MM du wurdest intacto formalisiert
in königsträumen erinnert man
deinen süßgeruch so wirst du erkannt
im sarkophag es ist nicht deins dies auch nicht
jmn anderen bein gegeben jmm anders gemacht
doch wurdest du gefangen und in alabaster
bedeckt und gewartet bis zu verknöcherung
und rausgenommen auch von da
dann in marmor gesetzt und ihr glas
beschlug *und rausgenommen auch von da*
und in gold gegossen bleibst du so

das jetzt ist ihr schiff auf die beine gestellt
wie wiegt es sich jetzt wie wiegt sie
den sohn der das seil das ufer erreicht
auf den berg klettert dann auf den tragethron
gesetzt in sitzbau gesetzt wird auf das gesicht
die maske gegossen deine taille gebrochen
damit dich alle sehen können
wird dein bauch leer gelassen

mit ihr wurden alle geheimnisse verschlossen
nur der geruch entweicht dem metallkleid
ihr handgeruch ihr beingeruch geruch des waschens



Kinga Tóth, MariaMachina, 2019. © Toth

Kinga Tóth, geb. 1983 in Sárvár (Ungarn) ist Autorin, Performance-Künstlerin, unterrichtet deutsche Sprache und Literatur und arbeitet als Journalistin. Sie schreibt vor allem Lyrik, aber auch Kurzgeschichten und Theaterstücke. Sie ist Songwriterin und Frontfrau für das Tóth Kína Hegyfalú-Projekt. 2013 war sie Stipendiatin der Akademie Schloss Solitude, 2017 Stipendiatin des Literarischen Colloquiums Berlin. Derzeit ist sie Stadtschreiberin in Graz.

Mit dem Komponisten und Musiker Michael Eisl verknüpft Kinga Tóth von ihr verfasste Texte zu Maria und heiligen Frauengestalten zu einer multimedialen Text-Musik-Performance, die am **15. Mai um 20:15** in eine experimentelle Kunst-Maiandacht in der **Kirche St. Andrä** in Graz eingespielt wird.

Community Art in Graz

Von der Poesie des Alltags und der Vielfalt des Lebens
Von Werner Schrempf



Das Projekt „Grande Ensemble“ in der Wohnsiedlung Hirtenkloster. Foto: Milatovic

Kunst, die auf die Straße geht, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten neu etabliert und spannt einen ästhetischen und reflexiven Bogen. Kunst, die auf die Straße geht, setzt sich heute mit Migration, Globalisierung, Konsum, Umwelt sowie den Auswirkungen dieser Phänomene auf unser Zusammenleben auseinander. Bereits seit Jahren hat das Festival *La Strada* seine Programmschwerpunkte Straßenkunst und Figurentheater um Produktionen des Neuen Zirkus und der Community Art erweitert. All diese Kunstformen erzählen von urbaner Veränderung, fluiden Beziehungssystemen und Grenzüberschreitungen und suchen dafür nach zeitgemäßen Ausdrucksformen – oft gemeinsam mit der Bevölkerung.

Community Art ...

... löst die Grenzen zwischen Protagonisten und Zuschauern auf, Geschichten werden mit den Künstlerinnen und Künstlern entwickelt, Menschen zusammengebracht und die Stadt unter neuen Blickwinkeln erlebt. Eine Art des Empowerments, ein Aufspüren und Aufzeigen des Handlungsspielraumes der Menschen über Partizipation. Es geht um die persönliche Sicht und Annäherung eines/einer

jeden Einzelnen. Das Ziel des Festivals ist es, Künstler/innen und Publikum zu verbinden. Dabei geht es um mehr als um die Reaktion im Theater-Raum. Es geht um die Auseinandersetzung mit dem Publikum selbst. Letzteres soll erfahren, wie etwas entsteht, was dafür notwendig ist. Daher sind bei den (Ko-)Produktionen von *La Strada* möglichst viele Menschen involviert.

Wir wollen also künstlerische Projekte von Anfang an, von der Idee weg, begleiten und sie bei unseren Festivals in Graz zeigen. So lauschten im Vorjahr beim Großprojekt „Grande Ensemble“ inmitten der Wohnsiedlung Hirtenkloster rund 1.000 Menschen der Komposition des Philharmonischen Orchesters Graz unter der Leitung des Klangkünstlers Pierre Sauvageot. „It’s an important contemporary challenge, how inhabitants and public are involved. Not only spectators, but part of the creation. Context, sounds, noises, testimonies, architecture, musicians are specific, this Grand Ensemble is unique“, so der Komponist. Schon der doppeldeutige Titel verweist als „großes Orchester“ und „große Wohnsiedlung“ auf die Verschmelzung der Musik klassischer Instrumente mit den Geräuschen, Klängen und Konversationen der

Menschen in den Gebäuden. Im Vorfeld fand ein intensiver Austausch zwischen Sauvageot und dem Orchester statt. Es ging weniger um die anspruchsvolle Komposition, sondern um die Musiker/innen, die ohne Dirigent und zum ersten Mal nicht nebeneinander spielten. Über die ganze Wohnsiedlung verteilt ließen sich Kunstschaffende als auch Publikum auf eine einzigartige Erfahrung ein. Wesentlich für die Entwicklung eines solchen Festivals ist es, bei Uraufführungen auf ein kritisches Publikum zu treffen, das sich bewusst auf Neues einlässt und mit seinen Reaktionen wichtiges Feedback gibt. Auf diese Weise sind die Besucher selbst Teil des Produktionsprozesses, eine Art Onkel und Tante, die das Kind auf eine Reise schicken. Etwa auf internationale Tournee – wie das die österreichische Compagnie Liquid Loft mit „Foreign Tongue“ getan hat. Diese Produktion, eine Choreographie und Reflexion über die Vielstimmigkeit und Vielsprachigkeit im öffentlichen Raum, wurde letztes Jahr bei *La Strada* uraufgeführt und tourt seither erfolgreich.

Das Publikum als Protagonist

Die Erinnerungen und Geschichten der Menschen bilden oft die Basis für ortsspezifische Adaptierungen künstlerischer Projekte aus dem Bereich der Community Art, wie in der Koproduktion „After/Dopo“ der italienischen Compagnie Effetto Larsen: Darin fragte der künstlerische Leiter Matteo Lanfranchi die Grazer/innen nach Orten, mit denen sie emotional verbunden sind – die Antworten formten eine begehbbare Landkarte der Erinnerungen. Die sich im Laufe des Festivals ständig erweiternde Installation verband individuelle Erinnerungen mit dem kollektiven Gedächtnis der Stadt. Während eines anderen Workshops von Larsen waren Grazer/innen aufgefordert, in Gesprächen mit performativen Elementen über ihr (im-)materielles Erbe nachzudenken. „After/Dopo“ macht deutlich, wie notwendig die Auseinandersetzung mit der einzigen absoluten Sicherheit in unserem Leben ist: dem Ende unserer Existenz. Sich der Flüchtigkeit bewusst zu sein bedeutet, sich darauf vorzubereiten, das, was uns teuer ist, zu verlassen; andererseits zu hinterfragen, was von uns bleiben wird an Eigentum, Beziehungen, Bildern, Erinnerungen, Geheimnissen. Die Ergebnisse werden Ende Juli in der denkmalgeschützten Tennenmälzerei in Graz Reininghaus gezeigt.

Sozio-kulturelle Choreographie

Die Bewegung des menschlichen Körpers in Beziehung zum Umraum bildet ein zentrales Element im diesjährigen Festivalprogramm. Viele Künstler/innen gehen dabei an ihre Grenzen und fordern auch das Publikum auf, sich neuen Herausforderungen der Wahrnehmung zu stellen. Sie arbeiten verstärkt im öffentlichen Raum und

erforschen mit unterschiedlichsten Choreografien die spezifische Architektur und damit auch das soziokulturelle Umfeld der Spielorte. Die Einbindung der Bevölkerung – spontan im Laufe der Performances oder in Workshops im Vorfeld – ist ein konzeptuell wichtiger Bestandteil. In Interaktion mit dem öffentlichen Raum, konkret dem Stadtpark, treten 99 Menschen aus Graz in der „Made in ... Series“ der Choreographin Joanne Leighton. Konzipiert als Massenperformance aller Generationen, gilt es, die Architektur des Spielortes zu erkunden. Laien arbeiten dabei über mehrere Tage hinweg mit professionellen Tänzer/innen an einem Porträt von Graz. Am Ende entsteht eine kollektive Erfahrung, die den Einzelnen stärker mit seiner Stadt verbindet.

Creation Center Graz Reininghaus

Die Gestaltung des öffentlichen Raums stellt Europa und seine Städte vor neue Herausforderungen. Sie betreffen Fragen der Gentrifizierung, Migration, Wettbewerbsfähigkeit und des gelingenden Zusammenlebens verschiedener Kulturen, Religionen und Milieus. Geschichtsträchtige, sich neu formatierende Orte, wie der Stadtteil Graz Reininghaus – zukünftiges Quartier für 15.000 Menschen – können zum lokalen Experimentierfeld zukünftiger Stadtentwicklung werden, die Kunst zu deren Antrieb. Seit 2006 erkunden wir mit dem Publikum in Form von Community Art das Areal, heimische und internationale Gruppen wie KomplexKapharnaüm treiben diese Erkundung voran. Der auditiven Identität dieses Ortes mit Stimmen aus der Vergangenheit und Visionen für die Zukunft spürt die permanente Klanginstallation „Walk With Me“ der Komponisten Strijbos & Van Rijswijk nach. In *emerging spaces* wie Graz Reininghaus sehen wir das Potential der Verortung eines Creation Centers zur Entwicklung innovativer Produktionen. Im performativen und im Theater-Bereich braucht es in Graz die Möglichkeit, länger und konzentrierter an Produktionen zu arbeiten – und das unter professionellen Bedingungen! Es braucht Zeit, ins Detail zu gehen, zu reflektieren, jemanden von außen zuschauen zu lassen und das Publikum einzubinden, etwa in Form von Workshops oder Tryouts.

Werner Schrempf
Intendant *La Strada Graz – Internationales Festival für Straßenkunst, Figurentheater, Neuer Zirkus und Community Art*. Mitbegründer des internationalen Netzwerkes *In Situ* zur Förderung und Entwicklung von Kunst im öffentlichen Raum. Geschäftsführer *die ORGANISATION graz – Büro für Gestaltung und Veranstaltungsorganisation*.



Foto: Milatovic

„Der Einsatz für Arme gehört dazu“

Brigitte Rinner im Gespräch mit Albert Holz knecht



P. Albert Holz knecht SJ. Foto: Rinner

Sieben Jahre lang war er Seelsorger in der Katholischen Hochschulgemeinde in Graz und geistlicher Assistent der Katholischen Hochschulgemeinde von Graz und Leoben. Seit September 2018 lebt P. Albert Holz knecht SJ in Südamerika und absolviert dort sein Terzium, eine intensive Schule des Herzens. Ein Gespräch unter ehemaligen Kollegen.

Brigitte Rinner: Hinter dir liegt ein mehrmonatiger Aufenthalt in Kolumbien. Welche Erfahrungen konntest du dort sammeln?

Albert Holz knecht: Meine Zeit in Kolumbien war hauptsächlich geprägt vom Spanischstudium in Bogotá. Ich hatte unter der Woche jeden Tag Einzelunterricht an

der Jesuitenuniversität „Javeriana“. Die freie Zeit habe ich für Ausflüge in die Umgebung genutzt. So besuchte ich etwa Cartagena, die Stadt in der Karibik, wo der hl. Peter Claver SJ sich im 17. Jahrhundert unermüdlich für die aus Afrika ankommenden Sklaven einsetzte. Sehr einprägsam war für mich die vorweihnachtliche „Mission“ mit Studierenden im

Valle del Cauca im Westen Kolumbiens. Dort lernte ich eine noch tief verwurzelte Volksfrömmigkeit kennen. Diese „Mission“ ist von verschiedenen Elementen aus der ignatianischen Spiritualität geprägt. Mich beeindruckte die zahlreiche und aktive Beteiligung der Bevölkerung. Die Ernsthaftigkeit, mit der die Studierenden ihre Aufgaben ausübten, war nicht

minder beeindruckend. Sehr eingepägt in Kolumbien hat sich mir auch der krasse Gegensatz zwischen Arm und Reich. Die Armut ist mit ein Grund für die hohe Kriminalität, die sich unter anderem in Drogenkonsum, Überfällen, Diebstählen und Körperverletzungen zeigt. Wegen der hohen Kriminalitätsrate konnte ich mich nicht einfach frei bewegen.

„Befreiungstheologie“ und „Basisgemeinden“ – diese Schlagwörter der Sechzigerjahre prägten das II. Vatikanische Konzil. Auch im Programm von Papst Franziskus lassen sich diesbezüglich Anleihen erkennen. Wie sind deine Anknüpfungspunkte vor Ort dazu?

Das Wort Befreiungstheologie wird heute eher seltener benutzt. Aber das, worum es der Bewegung geht, ist nicht tot. Leonardo Boff, ein Vorreiter der Bewegung, meinte: „Solange die Armen so viele sind in der Welt – und die Anzahl ist noch größer geworden –, besteht immer das Recht, die Befreiungstheologie zu bekräftigen und zu behaupten.“ Mit Papst Franziskus, der seit seinem Amtsantritt 2013 eine „arme Kirche für die Armen“ anmahnt, kam es zur Versöhnung zwischen der Amtskirche und der Befreiungstheologie. Die letzten Generalkongregationen der Jesuiten betonten die Notwendigkeit des Einsatzes für die Armen. Daher gehört zum Terziat ganz wesentlich der Einsatz für Arme dazu – egal, ob das nun der pastorale Dienst in einem Armenviertel, der Umgang mit kranken Menschen bei den Mutter Teresa-Schwestern, oder der Einsatz in einem Heim für behinderte Kinder ist. Besonders eindrücklich war für mich der Aufenthalt in Soacha, einem Armenviertel am Rande der Stadt. Zum Teil haben die dort lebenden Menschen ihre Häuser illegal gebaut. Da sie kein Fließwasser haben, kommt jede Woche ein Tankwagen und bringt ihnen Wasser. Ich war tief berührt von der Gastfreundschaft und der Herzlichkeit dieser Menschen. Die Gottesdienste haben wir in einem einfachen Pastoralzentrum gefeiert. Dabei ist mir deutlich geworden, welche wichtige Rolle der Glaube für die Menschen dort spielt.

Unseren gemeinsamen Besuch von Medellín, die unter anderem wegen der Kartellkriege bis vor einigen Jahren noch als eine der gefährlichsten Städte der Welt galt, fand ich sehr beeindruckend. Die Weiterentwicklung war dort für mich deutlich spürbar. Wie würdest du diesen positiven Wandel beschreiben?

Ja, in den letzten Jahren hat es einen Wandel gegeben. Zu Lebzeiten des Drogenbarons Pablo Escobar wurde fast jeden Tag ein Anschlag verübt, wie mir Mitbrüder aus der Kommunität erzählten. Mit der berüchtigten FARC-Guerilla wurde 2016 ein Friedensvertrag ausgehandelt, später wurde eine Wahrheitskommission eingesetzt, die den jahrzehntelangen blutigen Konflikt aufarbeiten soll. Leider gibt es immer noch paramilitärische Organisationen wie die Guerilla-Bewegung ELN (*Ejército de Liberación Nacional*). Ein Mitglied dieser Organisation verübte vor kurzem einen Selbstmordanschlag auf eine Polizeischule in Bogotá, bei dem 21 Menschen ums Leben kamen. Ich war sehr ergriffen von den anschließenden Friedensmärschen, bei denen die Menschen ihre Sehnsucht nach Ende der Gewalt zum Ausdruck brachten. Die Jesuiten und die Kirche in Kolumbien haben den gesamten Friedensprozess unterstützt und die Demobilisierung, Entwaffnung und Wiedereingliederung der ehemaligen Guerillakämpfer ins zivile Leben begleitet. Neben der Friedensarbeit sind für die Kirche vor Ort die soziale Gerechtigkeit und die ökologische Frage große Herausforderungen.

Nun bist du ja in Bolivien, wo du dein Terziat, die dritte und letzte Prüfungszeit vor der Aufnahme in den Jesuitenorden, absolvierst. Was kommt dabei in der nächsten Zeit auf dich zu? Worauf freust du dich besonders?

Das Terziat, der letzte Ausbildungsabschnitt im Jesuitenorden, wird auch als „Schule des Herzens“ bezeichnet. Es geht in diesen sechs Monaten darum, noch einmal auf die Zeit im Orden zurückzuschauen, sich von den Schriften des hl. Ignatius inspirieren zu lassen und

Gemeinschaft zu üben mit Mitbrüdern ganz unterschiedlicher Herkunft. Wichtige Elemente sind die Beschäftigung mit den Texten unseres Ordensgründers, Gemeinschaftsleben, Begleitgespräche, pastorale Einsätze und die 30-tägigen Exerzitien, auf die ich mich besonders freue. Diese geben mir Gelegenheit, meine Zeit im Orden Revue passieren zu lassen und meine Gottes- und Christusbeziehung zu vertiefen.

Eine Zeit der Glaubensprüfung führt im Idealfall zur persönlichen Selbstermächtigung und Mündigkeit im Glauben. Wann konntest du in deinem Leben bereits solche Weiterentwicklungen deines Glaubens erleben?

Für mich waren besonders die verschiedenen Exerzitien wichtige Elemente in der Weiterentwicklung meines Glaubens. Diese „Intensivzeiten“ haben mir geholfen, die bedingungslose Liebe Gottes zu erkennen und anzunehmen und mein Leben wieder neu an der Botschaft des Evangeliums auszurichten. Wichtig waren für mich auch die Gespräche mit meinen geistlichen Begleitern und der Austausch über den Glauben mit Mitbrüdern und anderen Personen. Aber auch leidvolle Erfahrungen haben zur Weiterentwicklung meines Glaubens beigetragen, wie etwa der Umgang mit der Krankheit und dem Tod meines Vaters oder das Loslassen von Menschen und Orten. Ein Leitsatz des hl. Ignatius lautet ja: „Gott suchen und finden in allen Dingen“. Das ist sicher einfacher in den schönen Dingen des Lebens. Aber mit Geduld und im Gebet kann einem das auch in schmerzlichen Dingen geschenkt werden. Bei meinen wenigen „Missionseinsätzen“ in Lateinamerika habe ich versucht, den Menschen mit Offenheit und Respekt zu begegnen und zunächst einmal Hörender zu sein. Ich habe festgestellt, dass es eine große Wertschätzung dem Priester gegenüber gibt und dass mir die Menschen mit Vertrauen begegnen. Sie kommen mit ihren Anliegen und Fragen und erbitten den Segen für alles Mögliche. Das, was ich als Mensch, Christ und Priester geben kann, das bringe ich ein.

Nicht Konsumenten – Bürger!

Von Sigrun Zwanzger

Wollen wir auch in Zukunft eine lebenswerte Welt für uns, unsere Kinder und Enkel vorfinden? Nun, dann müssen wir unseren Lebensstil hinterfragen und drastisch ändern. Zuerst die *good news*: Das Bewusstsein dafür wird größer und sickert langsam in die Köpfe von immer mehr Menschen ein. In diesem Zusammenhang ist unser übermäßiger Fleischkonsum ein Dauerthema – denn ungeachtet der vielen negativen Auswirkungen auf Menschen, Tiere und die Umwelt steigt letzterer global gesehen stark an.

In Österreich essen wir derzeit über 60 Kilogramm Fleisch und Wurstwaren pro Kopf und Jahr. Das ist doppelt so viel wie vor 50 Jahren und schon aus rein gesundheitlichen Überlegungen keine gute Entwicklung. So empfiehlt etwa der Gesundheitsfonds Steiermark maximal 20 Kilogramm Fleisch pro Person und Jahr – ein Drittel des tatsächlichen Verbrauches. Doch was hält uns davon ab, weniger Fleisch zu essen und unseren Lebensstil sozusagen zukunftsfit zu machen?

Alles wird teurer – bis auf Fleisch

Ein Grund mag sein, dass Fleischkonsum nach wie vor als Zeichen des Wohlstands gesehen wird. Vor allem die Generation, die den Krieg erlebt hat oder kurz danach geboren wurde, konnte sich Fleisch lange Zeit kaum leisten. Es gab damals den „Sonntagsbraten“ oder Fleisch zu besonderen Anlässen. Jedenfalls war Fleisch kein alltägliches Lebensmittel. Das lag auch an den damaligen Lebensmittelpreisen. Noch in den 1970er Jahren gab man im Schnitt mehr als ein Drittel des Einkommens für Lebensmittel aus. Heute sind es knapp über 10 Prozent. Noch in den 1970er Jahren war Fleisch vergleichsweise teuer. So kostete etwa ein Kilogramm Schweinsschnitzel rund 70 Schilling, umgerechnet fünf Euro. Heute zahlt man dafür gleich viel oder sogar weniger als vor 40 Jahren. Fleisch ist wohl das einzige Lebensmittel, bei dem die Inflation der letzten Jahrzehnte nicht zum Tragen kommt. Dabei müsste ein Kilo Schweinsschnitzel heute inflationsbereinigt das mindestens Vierfache kosten.

Billigfleisch und die Folgen

Es war auch eine politische Entscheidung, Lebensmittel möglichst billig zu machen, damit mehr Geld für andere Konsumgüter bleibt. Die Konsumentinnen und

Konsumenten haben dieses Angebot gerne angenommen. Fleisch ist heute schnell und beinahe überall verfügbar, das Zugreifen wird uns leicht gemacht. Bewusster Verzicht auf Fleisch oder andere tierische Produkte wird zudem oft belächelt. Dabei ist klar, dass die Massenproduktion von Billigfleisch gravierende Folgen hat – und das weltweit: Die Landwirte in Österreich und anderswo stehen unter starkem Druck, immer mehr immer billiger zu produzieren. Viele haben aufgegeben. In Lateinamerika werden für die Futtermittelproduktion riesige Waldflächen abgeholzt. Durch die ständige Ausweitung der Gensoja-Monokulturen verlieren immer mehr Kleinbauern und Indigene ihr Land. Die Hälfte (!) der weltweiten Getreideernte wird an Nutztiere verfüttert. Die Fleischproduktion benötigt enorme Ressourcen an Boden und Wasser und produziert knapp ein Fünftel der klimaschädlichen Treibhausgase. Die wachsende Weltbevölkerung erhöht den Druck auf die Ökosysteme weiter.

In der Zwickmühle

Unser Verhalten ist oft widersprüchlich. Wir halten an den idyllischen Bildern der Werbung fest, die uns glückliche Tiere auf saftigen Wiesen zeigen. Dabei ist den meisten bewusst, dass eine derartige Tierhaltung bei einem Preis von vier Euro für ein Kilo Schweinefleisch nicht möglich sein kann. Wir sind etwa bereit, sehr viel Geld für einen Grill auszugeben – das Fleisch für die Grillparty kaufen wir dann dennoch günstig in Aktion. Laut einer Studie könnten sich rund 90 Prozent der Deutschen vorstellen, deutlich mehr Geld für nachhaltig erzeugtes Fleisch auszugeben. Letztendlich tun es aber nur wenige. In Österreich liegt etwa der Anteil von Bio-Schweinen an allen Schweinen bei zwei Prozent. Bei Bio-Rindern sind es immerhin zwanzig Prozent.

Doch es gibt Lichtblicke. So sind immer mehr Konsumentinnen und Konsumenten bereit, für gute Qualität, bessere Tierhaltungsbedingungen, gentechnikfreie Fütterung der Tiere und biologische Landwirtschaft extra zu bezahlen. Sie kaufen bei kleinen (Bio-)Bauern ein und möchten wissen, wer die Leute sind, die ihr Fleisch produzieren. Sie entscheiden sich oft bewusst für weniger Fleisch – für den „Sonntagsbraten“, der dann auch richtig gut schmeckt. Ein Bauer, der mit seinen Biofreilandsschweinen weitgehend auf Selbstvermarktung setzt, meinte etwa: „Natürlich



Deborah Sengl, „I pet you pardon“, 2015. Mischtechnik auf Papier, 60 x 42 cm
In ihrer Serie „I pet you pardon“ setzt die Künstlerin **Deborah Sengl** den Besitzer/innen der Tiere eine verniedlichende Maske auf, in der sich das zum Spielzeug oder zum Projektionsobjekt degradierte Haustier spiegelt.

bediene ich eine Nische. Aber zu mir kommen nicht nur Leute, die über viel Geld verfügen, sondern auch solche, die einfach gutes Essen haben möchten, und dafür halt auf das tägliche Schnitzel verzichten.“

Handel und Politik

Aber liegt die Art der Fleischproduktion nur an uns und unserem Kaufverhalten? Könnten nicht auch Politik, Handel und die Bauern selbst etwas an der Situation ändern? Natürlich. Die Politik gibt Rahmenbedingungen für die Landwirtschaft vor. So beschreibt beispielsweise die Gemeinsame Agrarpolitik der Europäischen Union (GAP) Förderkriterien für Landwirte. Es gibt detaillierte Regelwerke für die Verwendung von Düngemitteln, Pestiziden oder Tierhaltungskriterien. Wäre es nicht sinnvoll, diese Kriterien europaweit und damit auch in Österreich stufenweise anzuheben, Förderungen für ökologische, familiäre Landwirtschaft oder für den eigenen Futtermittelanbau zu erhöhen, Regeln für die Anzahl der Tiere pro Hektar

oder Fläche zu adaptieren, statt vorwiegend agroindustrielle Strukturen zu fördern? Die Verhandlungen zur GAP finden derzeit statt – hier werden die Weichen für die Ausgestaltung der europäischen Landwirtschaft ab 2020 gestellt.

Der Lebensmittelhandel in Österreich hat – auch aufgrund des Drucks von Seiten der Kunden – in den letzten Jahren beachtliche Standards gesetzt. Die Vorgaben hinsichtlich einer gentechnikfreien Fütterung von Milchkühen oder Geflügel kamen vom Handel, nicht von der Politik. Derzeit gibt der Handel vor, wie viel Auslauf Rinder haben müssen, deren Milch im Supermarkt verkauft wird. Die verbleibenden Landwirte wiederum versuchen entweder im engen System zwischen Preisdruck und Vorgaben zu überleben und werden damit zu reinen, möglichst billigen Rohstofflieferanten. Oder sie schaffen es, über andere „Produktionsweisen“ alternative Märkte zu bedienen, die ihnen ihr Überleben sichern.

Es braucht Druck von unten

Eine Veränderung des derzeitigen Lebensstils hin zu mehr Nachhaltigkeit hat also mehrere Aspekte: den rein persönlichen, in dem wir selbst entscheiden, was wir essen und wie oft. Mit unserem Konsumverhalten geben wir eine Stimme ab – jedes Mal, wenn wir einkaufen. Aber wir sind auch davon abhängig, wie unsere Bäuerinnen und Bauern Landwirtschaft und Tierzucht betreiben (können). Die Politik wiederum muss ihrer Verantwortung nachkommen und eine nachhaltige, kleinteilige Landwirtschaft fördern. Wir sind daher nicht nur als Konsumierende gefordert. Als Bürger/innen können wir uns zivilgesellschaftlich einbringen und Druck auf Politik und Wirtschaft ausüben, um die Strukturen hinter dem derzeitigen System zu ändern.

Mag.^a Sigrun Zwanzger,
geb. in der Weststeiermark.
Englisch- und Spanisch-Studium in
Graz, Barcelona und New Orleans.
Seit 1999 Projekt- und Anwaltschaftsreferentin bei Welthaus Graz.
Arbeitsschwerpunkte: Ernährungssouveränität und Religionsfreiheit;
entwicklungspolitische Bildungsarbeit in steirischen Pfarren,
Schulen und Universitäten.



Foto: privat

Gnome & Lurche

Warum Erfolg nichts mit Empowerment zu tun hat.
Von Katharina Pressl

Manche Charaktereigenschaften scheinen Empowerment dienlicher zu sein als andere. Selbstermächtigung, aber nicht mit dir selbst? Dieser Essay begibt sich auf die Spuren von Selbstmitleid, Hilfe und Netflix. Er vermutet, dass Empowerment mit Erfolg verwechselt wird. Wenn dem aber nicht so ist, trägt jede Selbstermächtigung zu gesellschaftlicher Emanzipation bei.

Manche Tage sind schwierig. Heute wird man nicht aus der eigenen Haut können. Der Plot-Twist wird sein, nichts dagegen zu tun. Tragisch nur, wie die Sonne die Blätter der Pflanzen, die zum Überwintern auf der Holzterrasse stehen, als Schattenspiel auf die Wand werfen. Das bringt einen auf Gefühle, die man lieber nicht will: Man hat gelernt, aus Spiegelungen oder Schatten Melancholie, oder – ironisch – Traurigkeit abzulesen. Oder ist es Nostalgie? Die Maklerin hat gesagt, die Holzterrasse erinnere sie an ihr Apartment auf Sardinien. Das hat mir – ewige Urlauberin – natürlich gefallen. Ha, wie in Sardinien, hab ich gedacht, und wollte gar nicht mehr dorthin, weil Sardinien jetzt dort ist, wo früher das Wohnzimmer war. Ich strecke den Arm aus, fahre dann mit den Fingern durchs Haar, um nicht, ganz alleine auf Sardinien, den Eindruck zu erwecken, Hilfe zu brauchen. Ich lege den Arm auf die Lehne der Couch, als wäre sie Messlatte für die Qualität meines Zurechtkommens.

Noch schlimmer als Selbstmitleid zu haben, ist keine Hilfe anzunehmen. Andererseits: Man könnte sich doch zusammenehmen! Man könnte irgendwo zwischen Ich-AG und dem Gegenteil, als dessen tragisches Symbolbild



Deborah Sengl, „I pet you pardon“, 2015. Mischtechnik auf Papier, 60 x 42 cm

man sich gerade konstruiert, Möglichkeiten finden, die Tage sinnvoll zu verbringen. *Das wird schon*, denke ich, die ich eins mit der Couch bin, deren Kunstleder weniger Sardinien, sondern mehr Klagenfurt verheißt. Das bisschen Optimismus, die zwei, drei Errungenschaften, die paar Stunden Lohnarbeit, die Prise Networking, die paar Mal unter- oder überschätzt werden, das bisschen Niederlage. Wofür sind meine Privilegien und mein Humor gut, wenn nicht für einen zynisch-ironischen *take on life*? Die Klagenfurt-Couch verdient meinen Witz nicht für sich alleine! Und eine kurze Zeit lang fällt es mir wirklich leicht. Ich stelle mir vor hinauszugehen, mir zu holen was ich brauche, Dinge zu erreichen, aufgeweckt zu sein, laut zu reden, nachzufragen, nachzuhaken. Selbst- und Weltveränderung sind nah, alles wird gut! Andererseits:

Welche Unabhängigkeit wäre das? Eine bestimmte Art Empowerment, die irgendwann, wie ein böser Zwilling, begonnen hat, neoliberalen Erfolg und Charakteren aus Netflix-Serien zum Verwechseln ähnlich zu sehen. Eine Art, die gar nichts mit dem Erkämpfen autonomer Lebenszustände zu tun hat.

Es gibt gesellschaftlich eher akzeptierte Arten und Weisen, unabhängig und glücklich zu sein. *Putting yourself out there* ist jedoch nicht *die* Option zur Selbstermächtigung. Eine Holzterrasse im Wohnzimmer passte da noch. Nur fällt es schwer, den ängstlichen, faultierartigen Drama-Gnom auf dem Klagenfurt-Sofa zu integrieren. Was tun mit diesem Lurch, der die Dinge nicht in die Hand nimmt und – nur beispielsweise – seit Wochen auf dem Wienerberg spazieren gehen will, es aber nicht schafft? Ich bin der Ansicht, dass die Gnome und Lurche hilfreicher sind als die Holzterrasse. Die Gefühle zu einem selbst, sind unvergleichbar mit dem, was als Erfolg wahrgenommen wird. Klein kann da schnell groß werden und in der Erinnerung werden groß erscheinende Errungenschaften sehr kleine oder gar keine mehr.

In meinem Fall ist die Befreiung aus einem Zustand der Abhängigkeit das Loslösen von einem vorgegebenen Bild, was diese Abhängigkeit ist und wie die Befreiung davon aussieht. Ist gesprächig und laut sein die Prämie? Sicher nicht für alle. Entsteht spontan und last minute gezwungenermaßen etwas Schlechte(re)? Ist ein Buch schreiben wirklich schwieriger als jeden Tag irgendwelchen Menschen davon zu erzählen, was man so gemacht hat, wie es einem geht? Ist Reden Gold und Schweigen Silber, viele Termine haben besser, als einen, zu dem man hingehen mag? Darf man auf Urlaub nur lachen und nie weinen? Muss man sich alles nehmen, wenn man die Chance dazu hat, anstatt zu überlegen, bis ohnehin etwas ganz anderes passiert? Heißt im Beisl Picken bleiben nicht auch über etwas hinauswachsen? Welche Sachen sind es wert, ihnen Zeit zu widmen? Welche Art Selbstermächtigung wirkt selbstermächtigend? Wer bestimmt das? Dazu tragen die Anforderungen in Jobausschreibungen, die sich teilweise mit als emanzipatorisch wahrgenommenen Charaktereigenschaften überschneiden, bei. Dazu trägt der jeweilige Druck des Milieus bei. Dazu tragen Filme, Serien und Co. bei, die sich mit Selbstermächtigung und Diversität befassen und *quirky* Coolheiten vorzeichnen, aber hauptsächlich Schablonen sind.

Es fällt leichter 5.000 Dinge zu tun, die irgendwann mal etwas bringen *könnten*, aber zu denen man sich mit ganz viel Kraftaufwand hinzwingen muss, pünktlich und gut aufgelegt, als einmal zu denken: *Mit der Hand an der Couch ausmessen, ob man zurecht kommt, ist schon okay*. Das wäre in Sachen Selbstermächtigung sicher *nice* – um die Wörter *zielorientiert*, *erstrebenswert* und *nachhaltig*

zu vermeiden. Sich herausnehmen, Gnom und Lurch zu sein, anstatt sich an der Häutung mitunter unhäutbarer Teile zu versuchen. Und das, ohne das Etikett *random*, sondern einfach so. Im Gegenzug nimmt man sich vor, nicht mit den Augen zu rollen, wenn nicht alle dieselbe Herangehensweise wählen. Empowerment muss persönlich motiviert sein und darf nicht mit Erfolg verwechselt werden, wenn es langfristig und gesellschaftlich etwas bringen soll. Oft braucht es Tage, die nichts Großes bringen, um es sich bewusst zu werden. Danach fühle ich mich länger stark als nach einem klassischen Erfolgsmoment. Sicher, alle leben und leiden unter enormem Druck, nicht zuletzt ökonomischem. Gesellschaftliche Emanzipation wird nicht schlagartig durch persönliches Wohlbefinden verwirklicht. Aber wenn Wohlfühlen bedeutet, sich nicht allzu verbiegen und sich nicht im Glauben an Selbstverbesserung marktfreundliche Charakterzüge anzueignen; wenn es bedeutet, auf eine Weise wählerisch, hart und unangenehm zu sein; eine Weise, die man sich selbst gönnt, mit dem Wissen, mehr ändern zu wollen als die eigene Karriere, dann hat es sehr wohl etwas miteinander zu tun, und das eine kratzt an den Grenzen des anderen. Sicherlich, man soll sich nicht auf eigenbrötlerischen Wegen verlieren. Andere Menschen haben unbestreitbar gute Ideen vom Leben und sie haben Erfahrungen gemacht, von denen man einiges mitnehmen kann. Doch das Umsetzen von Empowermentvorstellungen anderer Menschen führt nie zur eigenen Emanzipation, nie zu gesellschaftlicher Partizipation und nie zur Umgestaltung der Gesellschaft nach einer Summe individueller Ideen.

Ich werde die sardisch anmutende Holzterrasse für immer plump hinauf watscheln, die Couch wird mir egal sein und meinen Arm werde ich nach Hilfe austrecken oder nicht: Ich werde mit mir auf meine Weise zurechtkommen und dadurch handlungsfähiger sein als durch Errungenschaften, die oberflächlich nach Empowerment aussehen und im Inneren hohle Erfolge sind. *Nicer* muss es sein, wenn alle ihre selbstzusammengeschusterte Treppen hinaufwackeln und an verschiedenen Türen rütteln, als dass sich alle durch ein Tor quetschen. Ich glaube, es wird schwierig, weil alles dagegen spricht, aber dann wie Sardinien.

Katharina Pressl,
geb. 1992 in Wolfsberg.
Debütroman „Andere Sorgen“
(2019). Studium Transkulturelle
Kommunikation an der KFU Graz,
seit 2015 Sprachkunst an der
Universität für angewandte Kunst,
Wien. Trainerin für Gebärdensprache
und für Gesundheit und Soziales.
Teil des Zeitschriftenprojekts
Tortuga und des Kollektivs
Anteaters Against.



Foto: Pawloff

Yoga und christliche Spiritualität

„Nachsinnen“ statt untergraben
Von Simone Krassnitzer



Foto: pixabay

Ein voller Terminkalender ist in der heutigen Gesellschaft keine Seltenheit. Stress ist Zeitgeist geworden. Keinen Stress zu haben bedeutet, weniger als die anderen oder sogar nichts zu machen. Wer möchte sich das nachsagen lassen? Im Alltag ist man hin- und hergerissen und findet kaum Ruhe – nicht zuletzt, weil die diversen Möglichkeiten individueller Verwirklichung nicht nur die Freiheit der Selbstentfaltung gebracht haben, sondern der Drang, „besonders“ und vor allem „noch besser“ zu sein, längst zu einer Art kategorischem Imperativ geworden ist.

In diesem Kontext ist auch im religiös-spirituellen Sektor Interessantes zu beobachten: Einerseits steht die Ausübung von Religiosität, vor allem in institutionalisierter Form, wie beispielsweise im Raum der katholischen Kirche, nicht mehr auf dem Terminkalender. Trotzdem bleibt der Mensch, so Karl Rahner, ein „findiges Tier“, das in seiner Tiefe ursprünglich spiritualitätsfähig ist. Die großen Fragen der Menschheit versucht die Spiritualität zu

beantworten: Woraus, woraufhin, wodurch und wie lebt ein Mensch? Natürlich geht man diesen Fragen im Alltag gern aus dem Weg, bereitet es doch oftmals nur zusätzlich Stress und Unruhe. Die Sehnsucht bleibt aber.

Um dieses Loch zu füllen, wird häufig auf die Traditionen östlicher Kulturen zurückgegriffen. Denn neben dem Niedergang der traditionellen Religionen blüht ein großes Angebot an verschiedensten Spiritualitäten aus aller Welt auf. So boomten während der letzten Jahre Meditationsformen, die aus dem Hinduismus und Buddhismus stammen. Wie selbstverständlich können sich spirituell Suchende mit Methoden wie dem Yoga identifizieren, wo sie in den Kirchen keinen Anhalt mehr finden. In unserer pluralen Gesellschaft bezeichnet man sich folglich weniger als „religiös“ denn als „spirituell“. Doch auch praktizierende Christinnen und Christen greifen gern auf das mannigfaltige spirituelle Angebot zurück und basteln sich so eine recht individuelle Religiosität und Spiritualität zusammen.

In unseren Breiten wird dem Yoga in der Regel nicht auf Anhieb eine spirituelle, gar religiöse Bedeutung zugeschrieben, sondern zuallererst eine säkulare, worunter schlichtweg verschiedene Körperübungen gefasst werden, die Konzentration und Ruhe fördern. Doch kann hier durchaus kritisch hinterfragt werden, wie solch eine Praxis sich mit einer christlichen Spiritualität vereinbaren lässt. Der im englischen und deutschen Sprachraum der „Meditation“ untergeordnete Begriff Yoga stammt vom lateinischen „medius“, also Mitte, und „meditare“, „nachsinnen, nachdenken“. Daraus lässt sich folgern, dass es sich um ein In-die-eigene-Mitte-gehen und Nachsinnen handelt. Diese meditative Praxis hat auch in der Kirche eine lange Tradition, die vor allem in der Geschichte der Wüstenväter und des Mönchtums sichtbar wird. Das Leben soll einer inneren und äußeren Balance unterliegen: *actio* und *contemplatio* – *ora et labora* – Tätigkeit und Besinnung, sollen in einem guten Wechselspiel zueinanderstehen. Immer wieder soll das tägliche Treiben und Arbeiten unterbrochen werden, um der Stille – einer der größten Kraftquellen des menschlichen Seins – Raum zu geben. Mit der Stille arbeiten in besonderer Weise das Jesus- oder Herzensgebet aus der orthodoxen Tradition. Hierbei wird fortwährend der Name Jesus gebetet, bis das gesamte Tun vom Beten begleitet und getragen wird. Das Ziel ist es, im Rhythmus und Einklang mit dem eigenen Atem im stillen Gebet zur inneren Mitte und zu Gott zu finden.

Eine wahrhafte innere sowie äußere Stille ist jedoch nicht einfach auszuhalten, wenn man als ein kopflastiges Wesen durch die so laut gewordene Welt zieht. Der Theologe Romano Guardini gibt uns den Auftrag: „Immer sollte in uns die Stille sein, die nach der Ewigkeit hin offen steht und horcht!“ Diese heilsame Stille schafft einen Raum im Herzen in mir, wo ich selbst ganz bei mir sein kann, aber, so behauptet die Spiritualität, in diesem Raum bin ich doch nicht ganz alleine – das ist ein Mysterium. Aus christlicher Perspektive ist es der Ort, an dem mich Gott selbst beim Namen ruft und ich ein Gefühl von Heimat in der tiefsten Stille erfahren kann. „Kontemplation“ wird diese Begegnung in einer theologischen Sprache genannt. Es ist die wortlose Erfahrung und Vergewisserung dessen, dass Gott in uns lebt und wir in ihm. Nicht als überirdische Gottes-Schau, sondern in Form eines menschlichen Gefühls und einer irdischen Wahrnehmung. So wird unser Körper selbst ein Subjekt des Gebets. Er wird als Subjekt der Beziehung gedacht, wo durch die Stille selbst ein Ort der Gottesbegegnung gefunden werden kann.

Dass Yoga in erster Linie Körperübungen darstellt und nicht zwingend spirituell sein muss, steht außer Frage. Trotzdem lassen sich gerade Ähnlichkeiten mit einer christlichen Spiritualität des In-Sich-Gehens aufzeigen. Yoga arbeitet mit der Beziehung von Körper, Geist und

Seele. So stellt das Hatha-Yoga Regeln zur Lebensführung, körperbezogene Übungen und meditative Vertiefung vor. Das *Saucha* zielt dabei auf die Reinigung ab: Der Körper soll gesund gehalten werden – physisch wie psychisch. Auf diesem Weg von guten Gedanken spielen die *Asanas* eine wichtige Rolle: Übungen für und mit dem Körper, die mit verschiedenen Gesten (*Mudras*) verbunden und durch Atemübungen unterstützt werden. Auf der letzten Stufe dieses Übungsweges (*Pratyahara*) kommt es zu einer inneren Schau, die von den gedanklichen Abläufen Abstand nimmt und versucht, sich ganz ins Innerste zu vertiefen. So taucht man in eine Erlebniswelt ein, die sprachlich nicht mehr fassbar ist und die in Verbindung mit „Brahman“, einem göttlichen Sein steht.

Klar kommt in dieser Beschreibung zum Ausdruck, dass sowohl in der christlichen wie auch in der fernöstlichen Spiritualität der Körper selbst im Mittelpunkt steht. Es ist ein In-sich-Gehen und Entdecken von transzendenten Dimensionen, die mit Körper- und Atemübungen einhergehen. Trotzdem kommt ein wichtiger Punkt in der christlichen Tradition stärker zum Tragen: In der Kontemplation ist man nicht nur eins mit sich selbst und einem göttlichen Sein, sondern man steht in einer Verbindung zum Gott der Heilsgeschichte Israels, der sich als „Ich bin der, der ich sein werde!“ (Ex 3,14) offenbart hat, der uns als Du anspricht und beim Namen ruft.

Ist es legitim, verschiedene Traditionen miteinander in Verbindung zu bringen und sich seinen „eigenen Synkretismus“ zusammenzubasteln? Nun, können wir nicht uns selbst die Antwort darauf geben, indem wir erkennen, dass uns Gott als seine Geschöpfe und durch seine Gnade die Freiheit und Verantwortung, für uns selbst Sorge zu tragen, übergibt? Ist es dann nicht gerade gerechtfertigt, dass wir im Stress des Alltags einen Ort und Weg – und sei es durch Yoga – finden, wo wir zu uns selbst kommen und in uns selbst Transzendentes wahrnehmen?

Terminhinweis:

Wohlfühl-Yoga mit Lisanne Demelius
jeweils Mittwoch 8:00 – 9:30
im Vortragssaal, Leechgasse 24



Simone Krassnitzer, geb. 1996 in Kärnten, Lehramtsstudentin in der Kombination Deutsch und katholische Religion. Arbeitet im Theaterprojekt „Wundpflaster“ mit Asylwerbern und Asylwerberinnen aus Afghanistan und dem Iran zusammen.

Foto: privat

Ein Wort.

Begriffe, Namen und wir.
Von Jörg Wilkesmann

Der Begriff Empowerment geht zurück auf die Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten. Und letztere ist, was den gewaltlosen Kampf betrifft, mit Martin Luther King verbunden. King führt sein gewaltfreies Handeln auf Mahatma Gandhi zurück. Gandhi hat seine Anliegen auch in der Bergpredigt Jesu wiedergefunden (Matthäus 5 bis 7). Martin Luther King hat von Gandhi gelernt, viele seiner Methoden übernommen und bei den Inhalten eigene Akzente gesetzt. Weder Gandhi noch King noch die Bürgerrechtsbewegung haben den Begriff Empowerment benutzt. Bei Gandhi ist das indische Wort *Swaraj* am nächsten zu dem Themenwort dieser Ausgabe. Es geht aber stärker in Richtung „Selbstverwaltung“. Die, die für ein gutes Ziel eintreten, organisieren sich selbst. Bis hin zur eigenen Lebensführung. Empowerment ist nahe dem zweiten Zentralbegriff Gandhis, *Satyagraha*. Dieses meint die eigene Gewaltfreiheit – und die Konsequenz, dafür auch Schmerzen und Leiden auf sich zu nehmen. Es wird am besten mit „Gütekraft“ übersetzt.

Empowerment ist ursprünglich mit einem Ziel verbunden, das gemeinsam erreicht werden will. Diesem Ziel soll auch die eigene Lebensführung gewidmet sein. Das hat wenig mit rein persönlichem Glück zu tun. Menschen zu etwas zu befähigen, dazu braucht es Übung, also Disziplin. Das lässt an gemeinsames Einüben gewaltfreien Verhaltens denken. Daraus wächst dann auch koordiniertes Handeln. Man schafft einfache, klare Strukturen innerhalb der Organisation, die das Ziel erreichen soll. Ich habe den Eindruck, dass die Verbindung zur Herkunft dieser Begriffe verloren gegangen ist. Ich rufe sie gerne in Erinnerung, weil das Anliegen, Konflikte gewaltfrei zu lösen, weiterhin wichtig ist. Man gewöhnt sich so leicht daran, dass Waffen genutzt werden, dass Aggressionen ausgelebt werden, aber Wege, dies zu vermeiden, sind in Vergessenheit geraten.

Empowerment – Befähigen zu gemeinsamem Tun. Was braucht es also dafür? Ein lohnendes Ziel und eine einfache strukturierte Organisation. Ich frage

mich, wie wir das in den Kirchen verwirklichen. Was sind die Ziele, für die sich der Einsatz lohnt? Jesu Antwort ist knapp und klar: an erster Stelle steht das Reich Gottes. Also die Welt, wie Gott sie will. Gott wird die Welt verwandeln, doch es hat schon begonnen. Mit Jesus, mit seinen Jüngern, bis hin zu seinen Nachfolgerinnen und Nachfolgern. Die, die sich nicht mit Waffen wehren, sondern sich selbst einsetzen, für andere, für ein gutes Leben aller. Und eine einfach strukturierte Organisation? Wir machen es uns oft schwer, bilden neue Gremien, verteilen Verantwortung. Oder konzentrieren die Macht am liebsten in einer Person oder delegieren sie an einige „da oben“. Aber siehe da, an der Basis bewegt sich etwas. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass es in den Graswurzeln beginnt und dann auch weiter wachsen kann. Und Früchte bringt.

Im Grunde wissen wir in den Kirchen, dass ein Gelingen geschenkt, nicht nur erarbeitet wird. Es scheint oft sicherer, das nach hinten zu schieben, weil die eigene Kraft doch wirksamer erscheint als ein langsam wachsender Segen. Und so kommt man dann oft dahin, dass man nur die Chancen und Risiken des eigenen Tuns sieht. Das führt dazu, sich selbst zu überfordern. Im kirchlichen Leben wie im gesellschaftlichen Engagement braucht es immer wieder neue Anfänge. Auch bei großen Aufgaben bleibt nur das tägliche kleine Tun, der Rest ist Gnade. Und es braucht den Mut, es immer wieder zu versuchen. Und das ist manchmal schon sehr viel Power für das Empowerment.



Foto: Wilkesmann

Jörg Wilkesmann,
geb. 1959. 1988–2015
Gemeindepfarrer in
Nordrhein-Westfalen, im
Saarland und in Rheinland-
Pfalz. Seit 2016 Pfarrer
in der Südoststeiermark.
Gottesdienstcoach mit Zer-
tifikat. Theologe auch nach
zwei kirchlichen Examen.
Seit 2008 Blogger mit
nachlassender Intensität.

Schluss mit Stillsitzen

Das treue Publikum von Unterhaltungs-Universen fordert immer öfter ein Anrecht auf Mitsprache.

Von Harald Koberg

Es braucht Durchsetzungskraft, um eine neue Star Trek-Serie, einen neuen Star Wars-Film zu machen. Nicht die Art von selbstlosem Kampfgeist, mit dem sich Rey dem weit erfahreneren Kylo Ren im Laserswert-Duell entgegenstellt, aber doch eine gewisse Bereitschaft zur harten Konfrontation. Denn mit zwei so großen Marken der Unterhaltungsindustrie sind bereits mehrere Generationen groß geworden. Sie haben unter Luke Skywalker-Bettwäsche geschlafen, die Enterprise in LEGO nachgebaut und mitunter versucht, Klingonisch zu lernen. Sie waren beim Faschingsumzug als Darth Maul, haben einschlägige Romane gelesen, „Knights of the Old Republic“ gespielt und Nächte damit zugebracht, über Zukunft, Vergangenheit und Logiklücken im jeweiligen Franchise zu diskutieren. Sie haben die Fankultur mitgetragen, die die beiden Marken zu dem gemacht hat, was sie heute sind. Als Gegenleistung wollen sie gehört werden. Und sie verleihen ihrem Unmut Ausdruck, wenn „ihre“ Unterhaltungs-Universen zum Spielball großer Konzerne und deren Interessen werden.

Über 200.000 Menschen haben eine Petition unterschrieben, die das Unternehmen Lucasfilm dazu auffordert, dem Videospiel-Publisher Electronic Arts die Lizenz für Spiele im Star Wars-Universum zu entziehen – aus Enttäuschung über fehlende Leidenschaft und offensichtliche Geldgier des Unternehmens. Hier trifft Unterhaltungs-Kultur auf politischen Aktivismus. Viele mögen den Kopf schütteln und „Gibt’s denn nichts Wichtigeres?“ murmeln. Und tatsächlich, die Emotionalität, mit der vor allem in den Gefilden der sogenannten Nerd-Kultur immer wieder gegen Veränderungen und Neuinterpretationen gekämpft wird, hat sich das ein oder andere Stirnrunzeln, manchmal sogar offene und klare Kritik verdient. Aber derartigen Entwicklungen liegen auch Aspekte der Demokratisierung und des Empowerments zugrunde, die interessante und wichtige Fragen aufwerfen: über die Logik der Märkte, die Rolle der Kundschaft und des Publikums und auch über das Wesen der Kunst.

Ein kommunizierendes Medium – seien es die Nachrichten, Kinofilme, Spiele oder Kunstwerke – ist in seiner kulturellen Bedeutung nicht zu fassen, wenn wir uns nur mit Form und Inhalt befassen; auch nicht, wenn wir die Entstehung miteinbeziehen. Die kulturelle Bedeutung ergibt sich immer auch daraus, wie rezipiert wird. Das Publikum prägt das Medium also mit. Es entscheidet über Erfolg und Misserfolg, schafft Aufmerksamkeit und finanziert üblicherweise die Medienschaffenden. Vor allem ist es aber das hörende Ohr in der Kommunikation, das eine entscheidende Rolle spielt. Sein Verständnis der transportierten Nachricht ist für viele Perspektiven entscheidender, als die Intentionen der Senderin oder des Senders.

Fans von Science-Fiction und Fantasy, von Serien, Film-Reihen und Videospielen, schlicht von alledem, was unter dem Begriff Nerd-Kultur lose zusammengefasst ist, sind sich dieser ihrer Bedeutung offenbar stärker bewusst als viele andere. Also fordern sie die Wertschätzung ihres Anteils am Kulturgut und steigen gegebenenfalls auf die Barrikaden. Das können wütende junge Männer sein, die Star Wars nicht mehr mögen, wenn zu viele Frauen eine Rolle spielen. Aber manchmal sind es auch informierte Konsumentinnen und Konsumenten, die einem Publisher den Rücken zukehren, weil der immer skrupelloser versucht, noch mehr Geld aus ihren Taschen zu holen. Oder es sind – wie Celia Pearce in ihrem Buch „Communities of Play“ eindrucksvoll schildert – Menschen, die um ihr Mitspracherecht im digitalen Spiel-Raum kämpfen und ihre Kultur zu retten versuchen, wenn Konzerne die Server abdrehen.

Was hier unter anderem passiert, ist die Selbstermächtigung von Konsumentinnen und Konsumenten, denen bewusst wird, dass sie ein Mitspracherecht haben und notwendigenfalls sogar erzwingen können – Demokratisierungstendenzen also, die Hoffnung machen und gleichzeitig aufzeigen, wie kompliziert gelingende demokratische Systeme sind.



Foto: Anagnostopoulos

Mag. Harald Koberg, geb. 1984 in Graz. Studium der Philosophie sowie Volkskunde und Kulturanthropologie an der KFU Graz. Arbeitet als Medienpädagoge, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Maryam Majd, Buslinie 2: Teheran – Bandar-Anzali, 2018. © M.Majd

IRANISCHER FRAUENALLTAG⁷

Ausstellungseröffnung

Eine wartende Frau. Blaue Trainingsjacke, Fußballhose, Sportrucksack lässig geschultert. Da sie jeden Tag so auf die Straße geht, handelt es sich um „Alltag“. Doch es ist komplexer: Die wartende Frau – Maleh ist ihr Name – trägt Hijab. Der Text unter dem Foto weist sie als Alleinerzieherin und Spielerin eines iranischen Fußballteams aus, das zwischenzeitlich verboten war. Alltag hat in der Arbeit der Fotojournalistin Maryam Majd daher auch mit Subversion und Empowerment zu tun. Majd ist eine von sieben renommierten iranischen Fotografinnen, die bei der am 13. März in der QL-Galerie eröffneten Ausstellung Alltag – 7 aktuelle Positionen iranischer Fotografinnen persönliche Einblicke in das Leben iranischer Frauen geben. Im Iran, so die Kuratorin und selbst mitwirkende freischaffende Fotografin Maryam Mohammadi, ereignet sich der Alltag insbesondere für Frauen in zwei Sphären: einerseits im öffentlichen Raum und andererseits im privaten Umfeld. Neben Maryam Majd wählten Nazli Abbaspour,

Samaneh Gholamnejad, Mahnaz Minavand, Maryam Mohammadi, Sarah Sasani und Azam Shadpour, allesamt aus Teheran stammend, unterschiedliche Techniken (Stagefotografie, Polaroids, Dokumentar- und Porträtfotografie) und Annäherungen an „Alltag“. So werden Träume von Menschen am Arbeitsplatz festgehalten, verblichene Familienfotos kommunizieren mit Räumen von heruntergekommenen Herrenhäusern und die Stellung von Frauen in der iranischen Gesellschaft wird thematisiert.

Kulturstadtrat Günter Riegler wies bei seinen Eröffnungsworten auf die besondere Rolle des Afro-Asiatischen Instituts als Förderer junger (iranischer) Künstlerinnen hin. Dass dieser Abend ein Beitrag des „Afro“ zum Weltfrauentag war, fügte sich da gut ins Bild. Den anschließenden Kuratorinnendialog mit Maryam Mohammadi führte AAI-Leiter Johannes Mindler-Steiner, atmosphärisch verdichtet wurde der Abend von der ehemaligen Heimbewohnerin Avanaz Hassani mit Geige und Daf. Der Besucherandrang zeugte vom Interesse an Land und Menschen im Iran.

Johannes Mindler-Steiner

DAS „TRAINING DER INNEREN FREIHEIT“

Fastenerfahrungen in der KHG

Zuckerfasten, Autofasten, Handyfasten, Fernsehfasten, Netflix- und Serienfasten, Computerfasten, Alkoholfasten, Heilfasten, Fleischfasten, Wortfasten ... – von all diesen angewandten Formen des Fastens habe ich seit dem Aschermittwoch bei uns im Haus erfahren. „Fasten your seatbelts“ heißt es beim Fliegen. Mache dich fest, stärke dich durch Verzicht! Fasten, um freier zu werden, um los zu kommen von alten Gewohnheiten. Ich danke allen, die in der KHG Graz und in ihrem Umfeld dazu ermutigen. Danke an alle, die zum Mitmachen einladen, beim Verzichten auf etwas, was man leicht haben könnte, um durch diesen Verzicht freier zu werden, innerlicher, um Gott besser wahrzunehmen. Welche Fastenkur letztlich gewählt wird, ist für sich schon eine Art Glaubensfrage: Die einen schwören auf das klassische Heilfasten, andere auf das Saftfasten, wieder andere auf das Intervallfasten mit unterschiedlich langen Essenspausen. Dabei gilt als Minimum für den Nahrungsverzicht 16 Stunden. 16 Stunden wird gefastet, die folgenden acht Stunden



P. Wolfgang Dolzer SJ. Foto: KHG

lang darf gegessen werden. Eine Variante des Intervallfastens ist „5:2“: An fünf Tagen in der Woche wird normal gegessen, an zwei nicht aufeinanderfolgenden Tagen gibt es nur ganz wenig, 500 bis 600 Kalorien pro Person. Fastenkuren treffen also einen Nerv in unserer Gesellschaft

und Herr und Frau Österreicher lassen sich auch liturgisch zunehmend darauf ein. Zum Fasten gehört für mich das Beten. Beides ergänzt sich nach christlicher Überzeugung. Ich weiß, dass mein Fasten mich und meine Gottesbeziehung stärken kann. Doch soll man unter all den unterschiedlichen Fastenmöglichkeiten die für sich passende herausfinden. Nicht für alle passt das Gleiche! Gelingt diese Wahl, dann wird das Fasten auch im nächsten Jahr zu einem „Training der inneren Freiheit“ (Anselm Grün).

P. Wolfgang Dolzer SJ

WEITHERZIGKEIT IN DER KRISE

Vortrag Heiner Bielefeldt

„Die Populisten sind auf dem Vormarsch“ – mit dieser beunruhigenden Diagnose wartete der Theologe und Philosoph Heiner Bielefeldt Ende März im



Heiner Bielefeldt. Foto: Zerche/Welthaus

Grazer Barocksaal auf. Der Menschenrechtsexperte ging in seinem Vortrag über „die Krise der Demokratie und die Religionen“ auch auf eine hierzulande geführte Debatte ein: „Von christlich bleibt am Ende nur mehr das Adjektiv im *christlichen Abendland* – geschützt mit Zäunen.“ Diese Abgrenzung erfolge auch nach innen: Politische Gegner würden diskreditiert, die Unabhängigkeit von Gerichten nicht länger respektiert. Der demokratische Diskurs gehe verloren. Was vor einigen Jahren unvorstellbar schien – Trump und Brexit – sei heute Realität. Die Krise mobilisiere aber auch eine weitherzige Gegenbewegung. „Wahlbeteiligungen

nehmen zu. Weltweit streiken junge Menschen für Klimaschutz“, so Bielefeldt.

Über Religionspolitik im säkularen Rechtsstaat sagte der Theologe, dass es wichtig sei, angstfrei Religion leben zu können. Ob Religionsgemeinschaften Teil des Problems oder Teil der Lösung seien, hänge vom Menschen ab. „Sie haben das Potential, positiv zur Demokratie beizutragen – aber nur, wenn sie glaubwürdig sind.“ Dies geschehe etwa im früheren Bürgerkriegsland Sierra Leone, wo heute Muslime und Christen gemeinsam die treibenden Kräfte der Zivilgesellschaft seien. „Bei uns können wir nach wie vor angstfrei gegen die Verengung des öffentlichen Raums und für die Demokratie eintreten“, betonte Bielefeldt. „Das sollten wir tun – ernst und fröhlich!“ Ein gelungener, vom KHG-Kooperationspartner Welthaus organisierter Abend.

Christian Köpf

KHG GOES OPER

Lucia liebt Edgardo. Da erreicht sie ein Brief, der Edgardos Hochzeit mit einer anderen ankündigt. Tief getroffen, gibt Lucia dem Wunsch ihres Bruders Enrico nach, standesgemäß Arturo zu heiraten. Da stürmt Edgardo herein und stößt sie voller Verachtung von sich. Lucia bleibt nichts als der Wahnsinn ... Ja, das ist der Stoff, aus dem Opern gemacht sind. Wenn du ebenso begeistert davon bist wie wir, möchten wir dich zur *Werkstatt Lucia di Lammermoor* von Gaetano Donizetti einladen! Einen Nachmittag lang tauchen wir in die Musik und Figurenwelt der Oper „Lucia di Lammermoor“ ein. Wir lernen spielerisch Inhalte und Figuren kennen und nähern uns den Facetten des Wahnsinns. Im Anschluss besuchen wir gemeinsam die Oper.

SA 18. MAI, Werkstatt 14:00–18:00, Vorstellung Lucia di Lammermoor 19:30; Kosten: € 5,- (Werkstatt), € 8,- (Vorstellung). Info & Anmeldung bis 13. Mai unter: wrann@khg-graz.at

Barbara Rutter-Wrann

„DAS WAR NICHT UNPEINLICH“

Wolfgang Benedek über den UN-Migrationspakt

Mit so manch populistischem Mythos aufgeräumt hat Völker- und Menschenrechtsexperte Wolfgang Benedek bei seinem jüngsten Vortrag im Quartier Leech. Von „Host“ Werner Guggenberger im Namen des Forum Glaube Wissenschaft



Wolfgang Benedek. Foto: Traussnig

Kunst persönlich vorgestellt, sprach Prof. Benedek über Vorgeschichte, Inhalt und Bedeutung der beiden UN-Pakte zu Flucht und Migration sowie die unterschiedlichen Reaktionen darauf. Er widersprach dabei der alarmistischen Erzählung rechter Polit-Akteure, dass die Annahme und schrittweise Umsetzung dieser beiden Papiere einer ungeordneten, internationalen (Armut-)Migration Tür und Tor öffnen würden. Es gehe bei diesen Pakten vor allem um globale *Governance* sowie um eine vernünftige Regelung und Ausgestaltung des Flucht- und Migrationsphänomens. Den „Umfaller“ Österreichs – das bei der Genese des umstrittenen UN-Migrationspakts mit an Bord war, um letzteren am Ende abzulehnen, quittierte der Jurist und Autor pointiert: „Das war nicht unpeinlich“. Im anschließenden Gespräch mit Moderator Peter Rosegger und dem Publikum wurde unter anderem über die Rolle der EU, der Zivilgesellschaft und die Zukunft des Multilateralismus diskutiert.

Florian Traussnig

WAS BLEIBT?

Kunstaschermittwoch in
Graz St. Andrä



Foto: Neuhold

Ein Haufen – oder nur ein Häuflein – Asche schwebt in einem Glaskubus über dem Altar der abgedunkelten und gut besuchten Grazer Pfarrkirche St. Andrä. Auf Leinwänden flackern eindringliche Video-Sequenzen, in denen die montenegrinische Künstlerin Ivana Radovanović überdimensionale Figuren aus Jute und Stroh verbrennt. Verse aus T. S. Eliots Gedicht *The Hollow Men* stehen, liegen und hängen im Raum: „Wir sind die hohlen Männer / Aufeinandergestützt / Stroh im Schädel“. Subtile Klanginterventionen von *Neues Musik Theater. graz* verdichten einen ohnehin bereits sehr dichten Abend.

Sinnlichkeit konnte man dem mittlerweile traditionellen Kunstaschermittwoch in der Andräkirche also nicht absprechen. Doch die liturgische Fastenzeiteröffnung und Aschenkreuzauflegung legte Pfarrer und Hochschulseelsorger Alois Kölbl sehr existenziell und selbstreflexiv an: „Was bleibt?“ – die Frage nach der Vergänglichkeit war die rhetorische Mitte

der Predigt. Dass diese Frage und die an T. S. Eliot angelehnte Wortfolge *Hollow Men* – letztere thematisierte unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs und des zivilisatorischen Niedergangs in Europa die Präpotenz und Eitelkeit der Mächtigen – nicht nur im aktuellen politischen Diskurs (Karfreitagsdebatte), sondern gerade auch im innerkirchlichen Kontext eine kritische Lesart provozieren können, war Zelebrant Kölbl bewusst. So sprach er unter anderem die Scham und die Reue, die die Kirche angesichts der aufgedeckten Missbrauchsskandale empfindet, offen an. Doch das Umkehren und Fasten mündet letztlich im Osterfest – ohne die Künstlerin christlich zu vereinnahmen, sei an dieser Stelle an den von ihr mit Emphase dargestellten Transformationsprozess (Körper, Feuer, Asche ... Neues?) verwiesen, der eine Art „tastende Suche nach innerem Frieden“ ist. Ein intensiver und berührender – in Kooperation mit der Pfarre St. Andrä und dem Kulturzentrum bei den Minoriten gestalteter – Abend fand seinen Ausklang mit Gesprächen bei Brot und Wasser.

Florian Traussnig

KHJ-FEBRUAREXKURSION NACH POLEN

**Einschneidend, beeindruckend,
teils zwiespältig**

Drei Wochen. Drei Städte. Drei Wochen lang war eine Gruppe von zehn Studierenden in Polen unterwegs. Mit Krakau, Katowice und Wroclaw sahen wir drei sehr unterschiedliche Städte. Für jeden und jede von uns ein einschneidendes und heftiges Erlebnis war das Museum bzw. Mahnmal Auschwitz-Birkenau. Dieser Besuch lässt sich mit einem Foto an der Wand vielleicht am ehesten beschreiben: Darin sieht man unzählige Kämme, lose übereinander geschüttet. Jeder dieser Kämme steckte einmal in der Brusttasche eines Mannes. Wurde mindestens einmal am Tag hervor geholt, um sich die Haare zu glätten. Vielleicht gehörten einige

dieser Kämme auch Frauen und Kindern jüdischer Herkunft, vielleicht gehörten sie einem Polen, einem Roma, einer Zeugin Jehovas. Alle Besitzer dieser Kämme sind heute tot. Ermordet, weil sie nicht in ein Schema passten. Wie gesagt ein einschneidendes, in uns nachwirkendes Erlebnis.

Doch Polen, dieses vielfältige Land, zeigte sich uns auch jenseits dieses Zivilisationsbruchs und jenseits der NS-Tätergeschichte (die ja Teil unserer eigenen, österreichischen, Geschichte ist). Während Krakau und Wroclaw mit ihrer schönen Altstadt und Geschichte protzen und auch uns damit sehr beeindruckt haben, war Katowice eine echte Überraschung. Die ehemalige Bergbaustadt versucht gerade, mit beeindruckenden, modernen Bauten wie einer neuen Konzerthalle ihr Image zu verändern – hier kamen wir in den Genuss eines Violinkonzertes. Wir verbrachten einen Nachmittag im Schlesischen Museum, genial angelegt in einem alten Stollen. In Katowice besuchten wir die größte Kathedrale Polens. Ein Monumentalbau aus den 1950er Jahren, der uns alle, positiv oder negativ,



Die Polen-Reisegruppe. Foto: KHJ

nachhaltig beeindruckt hat. Über unsere Reise wachte, quasi als ständiger Begleiter, Papst Johannes Paul II. Er war ebenso in der ältesten Universität Krakaus zu finden, wie neben der ältesten Kirche Wroclaws, er breitete in der Kathedrale in Katowice ebenso seine Arme zum Segen aus, wie in der Kindertagesstätte in Krakau. Wir haben ihn auch als Postkarte in die Heimat geschickt und hoffen, dass er, auch in Österreich, über uns wachen wird.

Agnes Hobiger

HELLO & GOODBYE: ROMANA PAAR

Das neue „face“ – das darf ich in der Katholischen Hochschulgemeinde in diesen Wochen sein. Genau genommen



Foto: Kellermann

durfte ich das, denn meine Karenzvertretung für Michael Leitgeb endet in diesen Tagen schon wieder. Als Assistentin von Hochschulseelsorger Alois Kölbl war ich in dieser Zeit für die Öffentlichkeitsarbeit unseres Hauses zuständig – ein vielfältiger, bunter Job.

Nach der Matura in der HTBLVA Ortwein für Kunst und Design habe ich in Graz an der Karl Franzens Universität das Studium der Kunstgeschichte begonnen und konnte daneben schon wertvolle Erfahrungen im bischöflichen Ordinariat und im Amt für Öffentlichkeitsarbeit unserer Diözese sammeln. Mittlerweile bin ich im Masterstudium angelangt und wende mich Schritt für Schritt dem Berufsleben zu. In der kurzen Zeit in der KHG habe ich viele neue Menschen kennengelernt und Kontakte geknüpft. Jede einzelne Begegnung bestärkt mich, dass mein Weg, hier, in der kirchlichen Gemeinschaft, der richtige für mich ist. Vielfältige Charaktere und Ideen schaffen ein großes Ganzes, aus dem ich Kraft und Hoffnung schöpfe. Die Verknüpfung von Glauben und Kultur, von Spiritualität und Studium sowie die Arbeit in dieser besonderen Gemeinschaft bereichern mich. Kirche hat so viele verschiedene Gesichter. Ich bin sehr dankbar, für kurze Zeit ein KHG-Gesicht (gewesen) zu sein. Die Freude darüber bleibt darin eingeschrieben.

Romana Paar

DIE OMINÖSE VEITSCH

Das KHG-Semesterstartwochenende

*O heiliger Vitus, regne nicht,
damit es uns nicht am Korn gebricht,
denn Regen am St. Vitustag,
die Gerste nicht vertragen mag.*
(Bauernregel)

Was hat Vitus, dieser der Erzählung nach in siedendem Öl gekochte Heilige, mit der Katholischen Hochschulgemeinde Graz zu tun? Nun, eine Namensvariante



Die KHG-Gruppe in der Veitsch. Foto: KHG

des hl. Vitus findet sich als Veit in vielen österreichischen Orts- und Kirchennamen. Die Stoasteirer im oberen Mürztal jedoch, die Schwierigkeiten haben dürften, den Namen Veit auszusprechen, ergänzten letzteren um ein „sch“. So kam es zum Namen Veitsch. Verwendet man diesen, kann es zu Verwirrungen kommen, fallen doch im oberen Mürztal mehrere Begriffe darunter: die Pfarre Veitsch, der – sich in Großen und Kleinen Veitsch-Bach aufteilende – Gewässerlauf, die Ortschaften Dorf Veitsch, Klein-Veitsch und Groß-Veitsch, die fast 2.000 Meter erreichende „Hohe Veitsch“ sowie der Volkstanz „Veitscher Masur“. Nicht zuletzt umfasst der Begriff das ganze Tälchen, in dem sich all das eben Genannte

befindet! Heimbewohner/innen der KHG und Mitglieder der Katholischen Hochschuljugend verbinden mit dem Synonym „Veitsch“ noch einmal was anderes: „Fahrma“ in die Veitsch!“ ist für sie gleichbedeutend mit: Juhu! Auf geht's! Das berüchtigte Start- und Kennenlernwochenende zum Sommersemester steht an! Packt's die Badehose ein, aber – noch ist ja Winter – auch Schibekleidung, Schlittschuhe oder Tourenausrüstung sowie Spiele, Musikinstrumente und alles, was Spaß macht! Also machten 15 Studenten die ominöse Veitsch unsicher und sorgten für reichlich Faschingsgaudi. Herzlich gedankt sei der geistlichen (sowie witzreichen) Begleitung: Sr. Vanda Both sa, Hochschulseelsorger Alois Kölbl und P. Wolfgang Dolzer SJ. Ein riesengroßes Danke geht auch an Pfarrer Higtatzberger und Fr. Haider aus der Veitsch (der geneigte Leser darf sich jetzt aussuchen, von welcher Veitsch), die uns einmal mehr mit großer Gastfreundschaft im Pfarrhof Unterschlupf gewährten.

Andreas Schönhart

FREIHEIT UND SÜNDE

Philosophicum

Vortrag & Zeitschriftenpräsentation

Das „Philosophicum“, das das Institut für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät in diesem Semester



R. Esterbauer, P. Ebenbauer, G. Werner, F. Traussnig. Foto: privat

gemeinsam mit der KHG und mit der Schriftleitung der Fakultätszeitschrift LIMINA veranstaltet hat, stand diesmal im Zeichen des Begriffs der Freiheit. Prof.ⁱⁿ Gunda Werner, Leiterin des Instituts für Dogmatik, zeigte in ihrem

Vortrag die Problematik des Verhältnisses von Freiheit und Sünde innerhalb der kirchlichen Lehrentwicklung auf. Ihre theologiegeschichtliche Rekonstruktion mündete in der Feststellung, dass es erst mit dem II. Vatikanischen Konzil und dessen Betonung der Gewissensfreiheit zu einer „nachholenden Modernisierung“ gekommen sei, die aber immer noch zurückgebunden bleibe an die „rechte Bildung des Gewissens“. Prof. Peter Ebenbauer, Schriftleiter von LIMINA, stellte die neue Fakultätszeitschrift vor, die sich theologischen, philosophischen und gesellschaftspolitischen Grenz- und Schwellenthemen widmet. Die Zeitschrift, deren Artikel ein Peer-review-Verfahren durchlaufen haben und in deutscher oder englischer Sprache verfasst sind, erscheint zwei Mal im Jahr und ist unter der Internet-Adresse limina-graz.eu abrufbar. Die übernächste Nummer wird sich – dem Thema des Abends entsprechend – mit dem „Phantom der Freiheit“ beschäftigen. Bei Brötchen und Wein mündete die gelungene und gut besuchte Kooperationsveranstaltung schließlich in zahlreiche vertiefende Gespräche und einen gemütlichen Ausklang.

Reinhold Esterbauer

KHG IN BEIRUT UND DAMASKUS

Der Einladung unseres ehemaligen Heimbewohners Dr. Majd Lahham folgend, brach eine kleine Gruppe der KHG Graz nach dem Taizétreffen in Beirut ins syrische Damaskus auf. Besonders bewegend war die Begegnung mit Patriarch Youssef I. Absi, Oberhaupt der



Die KHG-Reisegruppe. Foto: Taher

Melkitisch-Griechisch-Katholischen Kirche und Patriarch des Ganzen Orients, von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien. Zeit blieb aber auch für Erkundungen in der wunderschönen Altstadt von Damaskus auf den Spuren des Apostels Paulus und für den Besuch der berühmten Umayyaden-Moschee.

Alois Kölbl

KHG-GOTTESDIENSTE

MO–FR 12:00, *Break4Prayer*, Hauskapelle, Leechgasse 24/II

SO 18:15, *Messe in der Stadtpfarrkirche*, Herrengasse 23, anschließend Agape

DI 7:15, *Messe in der Hauskapelle der KHG*, Leechgasse 24/II, anschließend gemeinsames Frühstück

MI 18:00, *Studierendengottesdienst in der Leechkirche*, Zinzendorfsgasse; an jedem letzten Mittwoch im Monat: ***Gottesdienst der Nationen***

DO 7:15, *Frühmesse im Elisabethheim*

FR 7:15, *Messe in der Kapelle des John-Ogilvie-Hauses*, Zinzendorfsgasse 3

FR 20:00–21:00, *Nachtgebet in der Stiegenkirche*

jeden letzten DI im Monat 19:00, *Taizégebet in der Stiegenkirche*

Achtung: In der vorlesungsfreien Zeit entfallen die KHG-Gottesdienste (Ausnahmen sind im Kalendarium einsehbar)

KATHOLISCHE 
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN+GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:
Florian Traussnig

Redaktionsteam:
Jennifer Brunner
Martin Gsellmann
Agnes Hobiger
Harald Koberg
Martina Linzer
Helga Rachi
Natalie Resch
Günter Schuchloutz
Anton Tauschmann
Jörg Wilkesmann

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316 / 32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter traussnig@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: traussnig@khg-graz.at

Coverfoto: Deborah Sengl, „I pet you pardon“, 2015
Mischtechnik auf Papier, 60 x 42 cm



ZUKUNFT GESTALTEN

Einer nachhaltig guten Qualität
des Lebens verpflichtet.
steiermark.iv.at



INDUSTRIELLENVEREINIGUNG
STEIERMARK

KHG-ANKÜNDIGUNGEN



STUDIERENDEN-STERNWALLFAHRT NACH MARIAZELL

DO 30. MAI – SO 02. JUN

Am Christi-Himmelfahrtswochenende findet wieder die traditionelle, österreichweite Studierenden-Sternwallfahrt nach Mariazell statt. Auf verschiedenen Wegen werden Gruppen aus ganz Österreich nach Mariazell unterwegs sein. Die gemeinsame Wallfahrtsmesse feiern wir mit Erzbischof Lackner am **SO 02. JUN, um 13:00** in der Basilika von Mariazell.

Anmeldung, Info: in den Hochschulgemeinden (für Graz: hochschuleseelsorger@khg-graz.at)



KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH

MI 01. MAI, ab 11:30

Heilige Messe anschließend buntes Programm mit Speis, Trank und Musik

Ort: Leechkirche, Zinzendorfasse



LANGE NACHT DER KIRCHEN

FR 24. MAI, ab 18:00

In und rund um die älteste Kirche im Grazer Stadtzentrum gibt es auch heuer wieder ein vielfältiges Programm: **Ab 18:00** bieten wir Führungen durch den Gemeinschaftsgarten der Allmende Leech und durch die Ausgrabungen im vorchristlichen Grabhügel unter der Leechkirche an. **Um 19:30** spricht Unternehmerin Maria Santner im *Paradise L* über das, was sie gesellschaftspolitisch antreibt und das, was sie persönlich trägt. In der Kirche selbst reagiert das *Neue Musik Theater . graz* **ab 21:00** mit einer Musik- und Textperformance auf die an ungewöhnlicher Stelle platzierte Kreuzskulptur von Wolfgang Becksteiner. Eine Chance, unsere Universitätskirche in einem inspirierenden Rahmen zu erleben!

Ort: Leechkirche, Allmende, Paradise L (Zinzendorfasse 3)

- ab **MO 11** **MÄR** / 14-tägig, jeweils MO 19:30 **MAGIS-GRUPPE**
Raum für Gespräch, Austausch und Gebet
Information und Anmeldung: both@khg-graz.at oder dolzer@khg-graz.at
Meditationsraum bei den Helferinnen, Leechgasse 34
- ab **FR 15** **MÄR** / **SPAZIERGANG MIT VERANTWORTUNG**
jeweils FR 14.00–16.00, Besuchsdienst in der Lebenswelt Kainbach der Barmherzigen Brüder
Information und Anmeldung: both@khg-graz.at
- ab **DI 26** **MÄR** / 19:00 **TAIZÉ-GE BET**
An jedem letzten DI im Monat
Stiegenkirche, Sporgasse 21
- SO 14** **APR** / 11:30 **PALMSONNTAGSGOTTESDIENST**
mit Palmweihe
Leechkirche, Zinzendorfsgasse
- SO 21** – **DI 23** **APR** / **KLANGLICHT GRAZ 2019**
Im Rahmen von Klanglicht Graz 2019 präsentiert die QL-Galerie in Kooperation mit *Kirchen Kultur Graz* die Arbeit „Stages“ des russischen Künstlers **Gor Chahal**.
- MI 1** **MAI** / ab 11:30 **KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH**
Heilige Messe anschließend buntes Programm mit Speis, Trank und Musik
Leechkirche, Zinzendorfsgasse
- SA 4** **MAI** / 11:00 **DEBORAH SENGL: BROKEN SOLDIERS**
Ausstellungseröffnung (Galerientage)
QL-Galerie, Leechgasse 24
- SA 18** **MAI** / 14:00 – 18:00 **KHG GOES OPER**
Opernwerkstatt Lucia di Lammermoor
Kosten: Werkstatt € 5,- / Vorstellung € 8,-
Anmeldung: wrann@khg-graz.at (weitere Infos siehe S. 29)
- FR 24** **MAI** / 18:00 – 23:00 **LANGE NACHT DER KIRCHEN RUND UM DIE LEECHKIRCHE**
Infos zum Programm unter KHG-ANKÜNDIGUNGEN
Leechkirche, Allmende, Paradise L (Zinzendorfsgasse 3)
- FR 24** – **SO 26** **MAI** / **KURZEXERZITIEN FÜR JUNGE ERWACHSENE**
Begleitung und Anmeldung: both@khg-graz.at oder dolzer@khg-graz.at
Benediktinerabtei Seckau
- SA 25** **MAI** / 14:00 – 22:00 **ZINZENGRINSEN**
Paradise L (Zinzendorfsgasse 3)
- SO 2** **JUN** / **ÖSTERR. STUDIERENDEN-STERNWALLFAHRT NACH MARIAZELL**
13:00 Wallfahrtsgottesdienst mit **Erzbischof Dr. Franz Lackner**
in der *Basilika Mariazell*; *(weitere Infos siehe KHG-Ankündigungen)*
- DI 4** **JUN** / 18:00 **BLICK ZURÜCK IN SORGE**
Ein umwelthistorischer Streifzug
Vortrag im Grünen mit **Prof. Verena Winiwarter**
Paradise L (Zinzendorfsgasse 3)
- SO 30** **JUN** / 18:15 **SCHLUSSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES**
Stadtpfarrkirche, Herrengasse
- MO 19** – **DI 27** **AUG** / **KHG-BURGUNDREISE**
Reiseleitung: Hochschuleseelsorger Alois Kölbl
Anmeldung: khg@khg-graz.at, 0316/32 26 28
- FR 13** – **SO 15** **SEP** / **FAHRT ZUR 58. KUNSTBIENNALE VON VENEDIG**
Anmeldung im KHG-Sekretariat: khg@khg-graz.at

Empowerment

Das mit dem „Gut Meinen“ hat so seine Tücken. So beschreibt Empowerment in der Regel gut gemeinte – und sinnvolle – Konzepte und Projekte: Brunnengraben, Mikrokredite, Nachhaltigkeit. Doch ist Empowerment längst ein *buzzword*, ein *Plastikwort* (Peter Angerer) geworden. Ein sprachlicher Gemeinplatz, auch ein Reklametrick für imagebewusste Konzerne und Politakteure. Ein Mittel, um sich progressiv zu geben, ohne wirklich an allumfassender Ermächtigung interessiert zu sein. Sich mit Ironie, Subversion und Sprachkritik dem Begriff anzunähern, tut daher fast not. Jenen, die das *Ermächtigen* dem *Entmächtigen* vorziehen, will ich aber weiterhin mit grundlegender Sympathie begegnen. Zynismus allein – das hilft niemandem.

Florian Traussnig, Chefredakteur